

Wir sehen gerade noch einen anglo-amerikanischen Bomberverband anfliegen.²³² Ob er unsere Verladung stören wollte und sich verspätet hat, oder ob er den Hafen anvisiert, wissen wir nicht. Wir spüren noch den leichten Luftdruck der Explosionen, und das ferne Grollen der Detonationen mischt sich in das dumpfe Rummeln des abrollenden Zuges.

Leb' wohl, schöne Zeit!

Nachtrag. Einmal besuchte eine Delegation unserer japanischen Verbündeten unser Gebiet. Um eine große Truppenstärke vorzutäuschen, wurden die Einheiten angewiesen, Marschkolonnen auf die Straßen zu schicken, über die die Wagenkolonne der japanischen Delegation fuhr. Auch an unserem Bataillon kamen sie vorbei, aber die Japaner lehnten schlafend im Fond des Wagens und ignorierten uns vollständig. Wahrscheinlich wussten sie, wie man „Türken baut“.

5. Teil Zurück zur Ostfront

Rücktransport nach Russland – Stellungskämpfe am Donez im Sommer 1943 – Sowjetische Sommeroffensive 1943 – Verwundung und Heimat – Zurück zur Front

Nun ist es also wieder so weit. Wir rollen nach Russland zurück. Wie ein Traum liegt Frankreich hinter uns.

Frankreich, das ist Zivilisation, ist immer noch christlicher Lebensraum, ist westliche Kultur, in der wir uns heimisch fühlen, ist das gemeinsame Haus Europa.

Vor uns liegt die dunkle Zukunft, die russische Sphinx. Die Sowjetunion, das ist der brutale Bolschewismus, ist das Zentrum der Gottlosigkeit, ist das fremde, unbegreifliche Ungeheuer Asien.

Frankreich war Entspannung, Ruhe, Bequemlichkeit, Freude und auch ein bisschen weiblicher Charme.

Russland bedeutet Gefahr, Strapazen, schlaflose Nächte, Frost und Nässe, Schweiß und Blut, primitives Dasein – und manchmal auch ein bisschen Menschlichkeit.

Von solchen Gedanken und Gefühlen bin ich erfüllt, während wir weiter gen Osten rollen. Man hat es sehr eilig mit uns, denn überall werden wir bevorzugt abgefertigt. Vor acht Tagen blickten wir noch auf die felsige Küste des Atlantik, heute stehen wir schon tief in Russland. Der Zug hält bei einer kleinen Station hinter Barwenkowo (?). Wir laden eiligst aus und lassen die Fahrzeuge gleich möglichst weit weg vom Bahnsteig in Fliegerdeckung gehen. Unser Schwesterbataillon hat gestern hier beim Ausladen schon die ersten Toten und Verwundeten durch russische Fliegerangriffe gehabt. Russland hat uns wieder!

Stellungskämpfe am Donez im Sommer 1943

Wir sind noch mitten in der Rasputiza, der Frühjahrsschlammperiode. Unser einziger Trost ist, dass sie allmählich zu Ende geht. Vorerst jedoch marschieren wir noch über morastige Wege durch das schmutzige, schmelzwassergetränkte Land. Trostlos ist der Anblick der grauen Dörfer und der winterkahlen Bäume, die ihre blattlosen Äste in den bleiernen Himmel recken. Das Bild der Landschaft passt genau zu unserer Stimmung. Die erste Nacht verbringen wir in dem Vorratshaus einer Kolchose. In dem uns zugewiesenen Raum liegt ein Haufen von Sonnenblumenkernen. Ich wühle mich hinein und schaffe mir eine kleine Mulde, in der ich weich zu schlafen hoffe. Es war eine falsche Hoffnung, denn die Kerne sind härter, als ich dachte. Vor acht Tagen lag ich noch in dem

²³² Gem. KTB OKW 1943 S. 277 und 287 erfolgten Angriffe auf Brest am 3. und 5. April 1943 mit 25 bzw. 18 Flugzeugen.

weichen Federbett eines französischen Jungmädchenzimmers. Heute fröstele ich im Halbschlaf auf einem Haufen harter Sonnenblumenkerne einem trübseligen Morgen entgegen. Landsknechtsleben, Soldatenschicksal!

Wir marschieren in **Petrowskaja** ein, wo wir eine SS-Division ablösen.²³³ Ich werde mit meinem Zug an den Südrand des großen Dorfes gelegt, wo ich in der letzten Straße Quartier beziehe, deren Häuser in eine weite Ebene auslaufen. Diese Ebene ist schon Niemandsland, denn am jenseitigen Ende liegt der Feind. Um ihm die Einsicht in die Straße zu versperren, hat die SS eine hohe Schilfblende hinter den letzten Häusern quer über die Straße gezogen.

Bei der Übernahme der Quartiere spreche ich auf einem Hof zwei SS-Leute an, die mir russisch antworten. Der Zugführer erklärt mir, dass die beiden gefangene Russen seien. Sie waren nach der Gefangennahme bei der Kompanie geblieben und hätten sich hervorragend bewährt. Man habe ihnen daher SS-Uniformen gegeben und sie wie Kameraden behandelt. Bei einem überraschenden Vorstoß der Sowjets seien sie einmal hinter die russischen Linien geraten und waren tagelang verschwunden. Man hatte sie bereits abgeschrieben, als sie eines Tages plötzlich wieder auftauchten. Sie hatten sich durch die russischen Linien wieder zu den Deutschen gemogelt. Sie sind fanatische Sowjetfeinde.

Als ich in eine Stube trete, sehe ich einen SS-Mann, der seine Sachen zusammenpackt und bei der Gelegenheit ein schön besticktes Handtuch, das der Bäuerin gehört, mit einpackt.

Petrowskaja liegt in einer weiten und tiefen Mulde, die vom Iwan nicht eingesehen werden kann. Deshalb schießt er auch selten in das Dorf. Obgleich die Straße am Dorfrand, in der meine Quartiere und Feuerstellungen liegen, am ehesten eingesehen werden kann, ist sie noch die ruhigste. Nur in einer Nacht gab es einen kurzen Aufruhr. Ein Spähtrupp der Schützenkompanie war von meiner Straße aus in die weite, freie Ebene hinaus gegangen, um das Gelände zu sondieren. Hier stand in etwa achthundert Metern Entfernung eine hohe Strohmiete. Als der Spähtrupp ahnungslos darauf zuing, erhält er plötzlich Feuer aus der Dieme. Der Spähtruppführer tat das einzig Richtige in dieser Situation. Da die Wiese keinerlei Deckung bot, griff er an, sprang dicht an den Strohhaufen heran und steckte ihn in Brand. Dabei kamen zwei Iwans in den Flammen um. Es stellte sich heraus, dass die Russen in dieser Strohmiete eine B-Stelle hatten und buchstäblich vor unserer Nase doch in das Dorf gucken konnten. Hätten die Iwans nicht geschossen, wäre der Spähtrupp achtlos weiter gelaufen. Da der Trupp aber direkt auf den Haufen zukam, glaubten die Iwans sich entdeckt und schossen.

Die Division hält in Petrowskaja einen dreitägigen Pionierkurs ab, an dem auch ich teilnehme. Wir hören Vorträge über das russische Pionierwesen, über den Bau von Unterwasserbrücken, erhalten Unterweisungen über die wichtigsten Pioniertätigkeiten in Praxis und Theorie, um sie später notfalls selbst ausführen zu können, wie z. B. Gebrauch von Sprengladungen, geballten und gestreckten Ladungen, S- (*Spring-/Schützen-*) und T- (*Teller-*) **Minen**, Sprengung von Drahthindernissen oder Panzern im Gefecht. Kursusleiter ist ein Pionierhauptmann.

Der Tross meiner alten 8. Kompanie liegt auch in Petrowskaja. Ich war heute dort und habe die alten Kameraden besucht. Fritz Schulz ist immer noch Spieß. Er hat sich jetzt als Offizieranwärter beworben. Aus diesem Grund muss er noch einmal für zwei Monate zur Frontbewährung nach vorn, obgleich er sich schon im Frankreichfeldzug an der Front das EK II geholt hatte. Er will aber kein Aufhebens machen und geht also in Kürze an die Front.

Dem Iwan scheint aufzufallen, dass wir weniger schießen als unsere Vorgänger. Denn er wird wieder aufdringlicher. Die vor uns hier eingesetzte SS-Division war schwer bewaffnet und gut mit Munition versorgt. Jeden sowjetischen Schuss beantwortete sie mit einem wuchtigen Feuerüberfall. Infolgedessen verhielt sich der Iwan schön still. Jetzt wird sein Feuer wieder lebendiger. Der russischen Bevölkerung gefällt das gar nicht. Sie fühlte sich unter der SS sicherer und war ganz begeistert von ihr. Es kommt hinzu, dass die SS auch mit Verpflegung und Ausrüstung offenbar bevorzugt versorgt wurde, und dass von diesem Überfluss dann oft auch die Bevölkerung profitierte. Pullover, Socken, Zeltbahnen, Kochgeschirre und andere Gegenstände sind der Beweis dieser Freigebigkeit, die in allen Häusern immer wieder anzutreffen sind.

Heute traf ich im Dorf eine so typische altrussische Bauernfamilie, dass ich sie auf der Straße fotografierte. Der Bauer im langen Russenkittel mit Pluderhosen und Schaftstiefeln und langem weißen Bart, die Frau mit dem üblichen Kopftuch und barfuß, wie sie im Sommer überall

²³³ Es muss sich um die **SS-Panzergrenadierdivisionen "Wiking"** gehandelt haben, die gem. Lagekarten im März noch dort in dieser Stellung war und im Juni als Reserve hinter der Front lag.

herumlaufen. Die Familie baute sich mit den Kindern auf, der Bauer stand stramm mit den Händen an der Hosennaht, und dann knipste ich sie.²³⁴

Unser Bataillon wird von Petrowskaja nach **Sagorodnoje** verlegt. Das Dorf liegt direkt am Donez. Damit sind wir also wieder in unserer altvertrauten Gegend, denn wir liegen jetzt nur etwas nördlich²³⁵ von dem Abschnitt, den unsere Division im ersten Russlandeinsatz besetzt hatte.

Wenn man von Petrowskaja nach Sagorodnoje will, muss man ein Hochplateau ersteigen. Die baumlose Hochfläche trägt ausgedehnte Weideflächen und Kolchosfelder. Nach einstündigem Fußmarsch neigt sich das Plateau mehr oder weniger sanft zum Fluss hin und fällt dann in einem zwanzig bis fünfzig Meter hohen Steilhang zur Donezniederung ab. An einer weniger stark geneigten Stelle liegt Sagarodnoje. Die oberen Häuser liegen noch auf dem Plateau, während die unteren schon am Fluss liegen, der hier dicht am Fuß des Westhanges vorbeifließt.

Das Dorf liegt also an dem steilen Westufer des Doneztales, und von hier hat man einen weiten Blick über die kilometerbreite, dichtbewaldete, flache und stellenweise versumpfte Donezniederung.

Das Dorf, in dem auch der Bataillonsstab liegt, ist der Mittelpunkt des Verteidigungsabschnitts unseres Bataillons. Wir liegen hoch über der Donezniederung und können das gewaltige breite Tal übersehen. Aber es ist dicht bewaldet und undurchsichtig. Der Iwan liegt zwar unten in den Wäldern, aber er kann das ganze Dorf an dem kahlen, schräg zum Tal hin geneigten Hang übersehen. Deshalb können unsere Verpflegungsfahrzeuge, die von Petrowskaja nach vorn kommen, immer nur abends erscheinen. Nur einzelne Fußgänger können es wagen, bei Tage über den Hang zu gehen. Eines Tages wollten Gawletta, Max und ich nach Petrowskaja. Hier liegt das Regiment und die Führer der 13. und 14. Kompanie (Pak und IG). Es war warm, und der einstündige Fußmarsch war uns zu unbequem. Wir wollten deshalb den Bataillons-Pkw nehmen. Da der Russe aber auf lohnende Ziele meist schoss, mussten wir vorsichtig sein. Der VW stand in einem Erdloch hinter dem Haus des Kommandeurs. Wir ließen den Motor anspringen, stiegen ein, rasten im Karacho den Hang hinauf und verschwanden im Schutz einer Buschreihe am Hinterhang.

Die Stellungen der Schützenkompanien liegen vorwiegend unten am Fluss, am unteren Dorfrand am Fuß des Hanges. Die schweren Waffen der MG-Kompanie bilden eine zweite Linie in halber Höhe des Hanges mitten durch das Dorf. Die Stellungen meiner Werfer sind über das ganze Dorf verteilt. Die kreisrunden, brusttiefen Löcher der Feuerstellungen sind in den Gärten hinter den Häusern ausgehoben. Die Bedienungen wohnen wie üblich in den Häusern bei den Russen. Hinter dieser zweiten Linie befindet sich noch andeutungsweise eine dritte Linie mit einigen Pak-Stellungen.

Ich selbst wohne in der letzten Dorfstraße, die oben am Rand des Plateaus entlangläuft (**Foto**). In den ersten Tagen wohne ich in einem kleinen Häuschen, das nur Stube und Küche hat, bei einer ca. 30-jährigen Frau.

Bald aber ziehe ich mit meinem Melder in das Nachbarhaus. Es dient als Lagerhaus der Kolchose, hat aber auch einen großen Wohnraum mit Bett, Tisch und Stuhl. Hier verbringe ich nun mehrere Wochen. Nach einem ruhigen Nachtschlaf unter dem Moskitonetz stehe ich gegen 8 Uhr auf. Nach dem Waschen nehme ich dann mein Frühstück ein. Die Milch hat mein Melder schon aus der Milchsammelstelle der Kolchose geholt. Zuweilen bekomme ich von dort auch Weißkäse. Nach dem Frühstück breite ich hinter dem Haus, gegen Feindsicht geschützt, eine Decke aus, nehme ein Buch oder Leseheft und Sonnenbrille und lege mich in Sporthose in die heiße Sonne. Manchmal spaziere ich auch durch das Dorf, besuche das BGZ²³⁶ oder meine Zugunterkünfte. Erst abends steige ich in die Uniform und mache meinen Rundgang durch die Feuerstellungen. Von diesen Gängen komme ich manchmal erst spät in der Nacht zurück. Eines abends, es war wohl schon Mitternacht, biege ich um die Ecke meines Hauses, als ich in der Tür des Nachbarhauses die junge Frau des Kolchos-Lagerleiters stehen sehe. Sie ist im Unterrock. Wahrscheinlich war es ihr im Haus zu heiß, und sie sucht etwas Abkühlung. Ich gehe zu ihr hin und frage, ob ihr nicht zu kalt sei. Blöde Frage! Denn es ist eine warme Sommernacht. Wir stehen nicht lange, da höre ich in der Stube ein Geräusch. Der Mann ist wohl von meiner lauten Stimme erwacht. (Idiotisch, in solcher Situation laut zu sprechen!) Die Frau hat es natürlich auch gehört. Sie dreht sich abrupt um und geht ins Haus zurück. Sie ist übrigens aus Wladiwostok, wie sie mir einmal erzählt hat. Manchmal, wenn sie mit ihrer Nachbarin, meiner ersten

²³⁴ Dieses Foto ist leider mit dem ersten Original der Tagebuches in Cammin zurückgeblieben.

²³⁵ 35 km westlich von Tichotzki, 60 km nordwestlich von Slawjansk

²³⁶ unbekannte Abkürzung; evtl. Bäuerliches Gemeinschaftszentrum?

Hasiaika, zusammensitzt und schwatzt, setze ich mich dazu und höre mir den Dorfklatsch an. Das meiste verstehe ich aber nicht.

Das Haus des Bataillonskommandeurs steht am Ende einer Balka, die sich mitten im Dorf in den Hang hinein gefressen hat. In die Seitenwände dieser Schlucht werden jetzt Stollen getrieben, die dem Bataillonsstab als Schutzbunker dienen sollen. Diese Arbeit verrichten Mädchen und Frauen aus dem Dorf. Um ihnen die Arbeit angenehmer zu machen, lässt der Bataillonier seinen Radioapparat laufen, solange die Frauen arbeiten.

Kürzlich trat einer der Bataillonsmelder überraschend in die Stube des Kommandeurs und platzte in ein zärtliches Tête-à-tête des Alten mit einem der Arbeitsmädchen hinein. Der Alte kann übrigens an keinem Mädchen vorbeigehen, ohne ihm einen Klaps auf die Kiste zu geben.

Jetzt werden alle Häuser, in denen Mitglieder des Bataillonsstabes liegen, durch Laufgräben verbunden. Auch diese Arbeit wird von Frauen verrichtet, die von Einbruch der Dunkelheit bis Mitternacht schippen müssen. Manchmal denke ich, der Major hat sich diese Arbeit nur ausgedacht, um die Mädchen um sich zu haben.

Neuerdings schießt der Russe mit einzelnen Gewehrschüssen auf die Dächer der Häuser. Er benutzt Leuchtspurmunition, mit der er versucht, die Strohdächer in Brand zu setzen. Erst hatte er es auf eine Artillerie-B-Stelle abgesehen, die er unter einem Dach erkannt hatte. Jetzt aber schießt er auch auf andere Häuser. Vorgestern zischte eines dieser Phosphorgeschosse in die trockenen Reisigbündel, die an der Wand eines Bauernhauses aufgeschichtet waren. Sie fingen sofort Feuer, aber der Bauer konnte die leckenden Flammen löschen, bevor sie Schaden anrichten konnten.

Heute kommt ein Unteroffizier meines Zuges angerannt und meldet, dass seine Unterkunft in Flammen steht. Als ich ankomme, steht das Dach in hellen Flammen. Verdammte Munitio! Normalerweise liegen die Werfergranaten vorschriftsmäßig in einem Erdbunker. Ich sehe aber, dass die Männer die Granaten aus dem Haus schleppen. Gestern war frische Munition gekommen, und die hatten sie erst einmal kistenweise im Haus abgestellt. Wenn die explodieren, zerreißen sie das ganze Haus. Jetzt schleppen die Männer wie die Verrückten. Der Iwan sieht dieses Hin und Her natürlich und ballert dazwischen. Ein junger Soldat wird getroffen. Steckschuss unter der Achsel. Er schleppt aber weiter seine Kisten, bis ich ihn zum Arzt schicke.

Schon wieder brennt ein Haus, das Nachbarhaus der Werferbedienung. Das Schilfdach ist schon abgebrannt, und die Flammen haben sich in die Holzbalken zwischen den Lehmwänden gefressen. Die Landser gießen Wasser auf die Balken. Aber das glost und glüht und schwelt unter den Lehmwänden weiter. Die Männer reißen ein Stück der Lehmwand auf, um an die glühenden Balken zu kommen. Immer wieder gießen sie Wasser drauf, aber die Schwelbrände fressen sich weiter. Es sind schon mehrere Stellen. Wir reißen ein weiteres Stück Mauer nieder, um an die glimmenden Balken zu kommen. Aber die glimmende Glut frisst sich schneller durch das Holzwerk, als wir löschen können. Da sie innerhalb der Lehmwände schwelt, können wir den Brand weder genau verfolgen noch wirksam bekämpfen. Wir müssen ein Mauerstück nach dem anderen abreißen, bis fast die ganze Wand abgetragen ist. Und als es Abend wurde, war das Haus verglüht und niedergebrannt. Die Geschichte ist auch deshalb so traurig, weil sie gerade während der Abwesenheit der Hausfrau passiert ist. Sie war an diesem Tag zu einer Bekannten nach Petrowskaja gegangen und hatte vor ihrem Weggang den Unteroffizier noch gebeten, auf das Haus gut aufzupassen. Wen mag sie nun wohl beschuldigen?

Sowjetische Granatwerfer belegen das Dorf jetzt häufiger mit Störfeuer. Ich habe mir daher hinter dem Haus ein kleines Deckungsloch gegraben. Eigentlich wollte ich es abwechselnd mit meinem Putzer buddeln, aber der stinkend faule Kerl hat nicht einen Spatenstich daran getan. Da ich aber gern arbeite, hat es mir nichts ausgemacht. Ich merke mir das aber und kriege ihn mal heran, wenn es ihm noch viel unangenehmer ist. Einmal putzte er gerade meine Stiefel, während ich schippte. Als ich ihm dann sagte, sobald er fertig sei, könne er mich ablösen, da hat der Kerl noch eine halbe Stunde an den Stiefeln herumgefummelt, nur um nicht schippen zu müssen.

Diese Putzer oder Burschen waren in ruhigen Zeiten bei den Zug- und Kompanieführern Mädchen für alles. Im Einsatz fungierten sie dann als Melder. Aber mein jetziger war für beide Funktionen ungeeignet. Auch als Soldat taugte er nichts. Ich hatte ihn nur deshalb zu mir genommen, weil keine Gruppe ihn haben wollte. Lange Zeit später – der Kerl war längst nicht mehr bei uns – bekam ich von ihm einen Brief, worin er mir mitteilte, dass er sich als Offiziersbewerber gemeldet hätte und mich bat, eine Beurteilung über ihn zu schreiben und an eine angegebene Dienststelle zu schicken. Ich haben

ihm eine Beurteilung geschrieben, korrekt und wahrheitsgetreu, aber für ihn wäre es besser gewesen, er hätte mich nicht darum gebeten.

Ich hatte aus der Heimat Schokoladenpuddingpulver geschickt bekommen und mir ein Kochgeschirr voll von dieser meiner Lieblingsspeise gekocht. Um sie noch etwas abkühlen zu lassen, stellte ich sie in mein Deckungsloch. Als ich den Pudding dann heraus holen wollte, sehe ich gerade eine Katze aus dem Loch kommen. Unheil ahnend, steige ich hinunter, und stelle fest, dass dieses Biest von dem Pudding gefressen hatte. Wutschnaubend renne ich ins Haus, hole meine MPi und laufe der Katze nach, um sie zu erschießen. Sie nimmt Reißaus, und ich setze ihr nach. Mehrmals lege ich auf sie an, aber sie verschwindet zwischen dem Gartengemüse. Ich weiß, dass die Russen mich sehen, aber mein Zorn ist größer als meine Vorsicht. Trotzdem muss ich ohne Jagdglück umkehren. Ich bin immer noch wütend. Eine solche seltene Kostbarkeit für die Katze!

Ich bin jetzt Stellungsbau-Offizier und muss in Zusammenarbeit mit dem Bataillonsadjutanten Gawletta den Zustand der Feuerstellungen überprüfen, die Anlagen verbessern, neue Stellungen aussuchen und ausbauen, sowie die Stellungen- und Feuerpläne vervollständigen. Auch müssen Pläne für neu angelegte Minenfelder gezeichnet werden. Meine wichtigste Aufgabe ist im Augenblick der Bau eines Stacheldrahtzaunes, der vor dem gesamten Bataillonsabschnitt entlang laufen soll. Nacht für Nacht bin ich jetzt vor den Stellungen, um mit den Pionieren den Verlauf des Drahthindernisses festzulegen. Unsere Arbeit wird durch einen Schützenschleier gesichert, den ich schon vorher gegen den Feind in das waldige Vorgelände vorgeschoben habe.

Vor dem Dorf steht der Zaun schon. Er verläuft unten in der Talebene parallel zu dem Steilabfall. Der Hang ist hier fast fünfzig Meter hoch und von tiefen, steilwandigen Schluchten zerschnitten, die das Regenwasser ausgespült hat. Jahr für Jahr fressen sich diese Balkas weiter in den Hang und in das Plateau hinein. **Rückschreitende Erosion** sagt der Geograph dazu. Manche dieser Balkas sind mit Buschwerk bewachsen, andere zeigen ihre kahlen Flanken mit dem nackten Boden wie eine tiefe, klaffende Wunde an den Hängen der grasbewachsenen Hochebene. Eine dieser Schluchten hat sich schon so weit nach rückwärts gefressen, dass sie das erste Haus auf der linken Seite des Dorfes erreicht hat. Die Kate steht schon bedrohlich nahe am Rand der steilwandigen Schlucht, und eines Tages wird das Haus mitsamt dem Garten in die Balka hinabrutschen.

Uns sind diese Balkas zuwider, weil sie unsere Front immer wieder zu Ausbuchtungen zwingen und weil sie das Gelände unübersichtlich machen. Vor allem aber, weil die Russen sie mit Vorliebe benutzen, um sich an unsere Stellungen heranzupirschen.

Die Hänge des Steilufers sind größtenteils mit Gras bewachsen. Nur stellenweise reicht der Wald auch bis an den oberen Rand. Die Hochfläche ist von den Riesenfeldern der Kolchose oder von ausgedehnten Weiden bedeckt. Die Felder werden von der Dorfbevölkerung bearbeitet.

Unser Bataillonsabschnitt reicht nach Nordosten noch einige Kilometer über das Dorf hinaus. Die Stellungen der Schützenkompanien liegen hier am vorderen Rand des Plateaus. Von hier oben blickt man über das mehrere Kilometer breite, dicht bewaldete Donezthal. Wie ein riesiges grünes Moospolster dehnt sich dieser zum Teil versumpfte Wald unter uns bis zum Horizont, wo man gerade noch den jenseitigen Talrand erkennt. Nur stellenweise wird das helle Band des Flusses zwischen dem grünen Wald sichtbar. Ganz hinten in der Ferne erkennt man ein großes Dorf in einer ausgedehnten Rodungsinsel.²³⁷

Vor unserem Dorf kommt der Donez in einem gewaltigen Bogen dicht an den Talhang heran, fließt eine Strecke daran entlang und entfernt sich dann wieder. Die unteren Häuser des Dorfes reichen bis an den Fluss heran, der hier ca. fünfzig Meter breit ist. In und an den Häusern liegen unsere vorderen Stellungen, denn auf der anderen Flussseite, wo der dichte Wald sofort am Ufer beginnt, liegen nachts schon die sowjetischen Vorposten. Man kann beinahe eine Handgranate hinüberwerfen. In der Nacht kämten unsere MGs von Zeit zu Zeit den Waldrand mit kurzen Feuerstößen ab, um etwaige russische Späher oder Scharfschützen zu verunsichern. In letzter Zeit machen sich unsere Landser schon einen Ulk daraus, indem alle MGs gleichzeitig im Takt zwei längere und drei kürzere Feuerstöße abgeben. Dann dröhnt an der ganzen Front das taktmäßige Rattern der MGs durch den Wald: Rrrrt-rrrrt-rrt-rrt-rrt, wie die Pauken des **Deutschen Jungvolks** bei ihren Aufmärschen²³⁸. Diesen Scherz haben unsere

²³⁷ Wahrscheinlich **Tscherwonji** oder **Iwanowka**

²³⁸ Filmmaterial (leider ohne Originalton) zeigt Trommler ab Minute 00:40 bzw. 00:20

Landser von der SS übernommen. Aber die konnten sich das leisten. Für uns ist es Munitionsverschwendung. Auf meine Vorstellung hin wird es vom Bataillon verboten.

Als Führer der schweren Waffen habe ich ein besonders großes und starkes Fernglas. Damit suche ich zuweilen den Wald ab. Manchmal sehe ich braune Gestalten im Wald herumlaufen. Solange sie im Schatten der Bäume bleiben, sind sie nicht zu sehen. Sobald sie aber durch einen Sonnenstrahl laufen oder in der Sonne stehen, leuchtet ihre Uniform auf.

Eine meiner Werfergruppen hat ebenfalls eine Gruppe schanzender Bolschewikis erkannt. Es ist ein eigenartiges Gefühl, den ahnungslosen Gegner so nah durch das Glas zu sehen. Es ist, als ob man ihn mit der Hand greifen könnte. Nachdem die Roten ihre Arbeitsstelle verlassen hatten, schossen sich unsere Werfer auf diesen Platz ein, und als die Iwans am nächsten Morgen wiederkamen, hauchten unsere Werfer dazwischen.

Gestern wurde in unserem Divisionsabschnitt eine sowjetische Jagdmaschine so stark angeschossen, dass sie notlanden musste. Daraufhin landeten die beiden anderen Maschinen der Kette ebenfalls, um ihren Kameraden zu retten. Bevor sie aber die Maschine wieder flott hatten, waren unsere Landser heran. Es entspann sich ein kurzes Feuergefecht, bis zwei Piloten gefangen genommen wurden. Der dritte konnte entkommen. Nun haben die vorderen Linien Anweisung, den dritten abzufangen, wenn er durch die Front zurück zu schleichen versucht. Die drei Maschinen fielen fast unversehrt in unsere Hand. Die Innenausstattung ist typisch russisch: Im Cockpit ein Gewirr von Kabeln und Drähten, mit Leukoplast an die Wand geklebt oder lose durchhängend. Alles Improvisation. Auch darin sind die Russen Meister. Ohne Rücksicht auf Sicherheit. Aber sie fliegen! Die sowjetischen Piloten sagten u.a. aus, dass unsere Stellungen schlecht getarnt und schon von weitem sichtbar seien.

Auch eine sowjetische Agentin wurde in unserem Abschnitt aufgegriffen. Ihre Aussagen waren ebenfalls bemerkenswert. Sie sagte, dass es schwierig sei, durch die deutschen Linien zu kommen, aber im Hinterland stoße die Arbeit der Spione kaum auf Schwierigkeiten, weil die deutschen Soldaten sehr geschwätzig und vertrauensselig seien und alles erzählten.

Seit einiger Zeit haben die Roten ein Salvengeschütz drüben im Wald. Sie kommen leise und ungesehen heran, feuern ihre Raketenserie ab und sausen dann mit brummendem Motor davon. Die Stalinorgel schießt immer von derselben Stelle, denn man sieht den Rauch der Abschüsse, der weißgrau über den Baumkronen erscheint. Ich gehe einmal zu der Artillerie-B-Stelle, die im Dorf liegt. Der Beobachter sagt mir, dass er die Schießwerte für die Abschussstelle festgelegt habe, und dass bei der Batterie stets ein Geschütz feuerbereit sei, um die Stalinorgel sofort zu fassen, sobald er anruft. Aber bisher waren die Iwans immer schneller.

In meiner Straße wohnt ein alter Russe, der im Ersten Weltkrieg in deutscher Gefangenschaft war. Er spricht ein paar Brocken Deutsch, ist sehr freundlich und bewohnt ein winziges, aber sehr ordentlich und gemütlich eingerichtetes Puppenhäuschen.

In seinem Nachbarhaus wohnt eine alte Frau, die von einer russischen Gewehrkartridg getroffen worden war. Der Schuss war durch die Backe gegangen. Sie klagt mir ihr Leid, zeigt mir das Loch und möchte als Medizin einen Schnaps. Die Schlaue! Aber ich habe keinen Schnaps.

Mein Fernglas dient nicht nur kriegerischen Zwecken. Heute habe ich in friedlicher Absicht von meinem Quartier aus ein paar Mädchen beobachtet, die auf den Feldern arbeiteten. Sie hatten mir den Rücken zugewandt und lockerten mit ihren Hacken in tief gebückter Haltung den Boden auf. Es ist doch ein hervorragend scharfes Glas!

Ich musste dringend zum Zahnarzt und machte mich auf den Weg nach Petrowskaja, um mir dort bei unserem Zahnklempner das Gebiss reparieren zu lassen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er eine Wurzel, die ich schon jahrelang im Kiefer habe, ohne dass sie mir Beschwerden macht. Er guckt sich das Ding an und sagt dann trocken: „Na, reden wir nicht davon.“ Wir hatten beide keine Lust, die nicht ganz einfache Prozedur vorzunehmen.

Jetzt ist die gemütliche Zeit vorbei. Die Sowjets haben schon wiederholt versucht, nördlich des Dorfes, also auf unserem linken Flügel, durch eine bewaldete Schlucht an unsere Stellungen heran zu kommen. Das ist dort eine gefährliche Stelle. Der Wald zieht sich hier den Steilhang hinauf bis an den Plateaurand. Und direkt am Ende der Schlucht, die die Russen immer benutzen, liegt der Bunker des Kompaniechefs, dem dieser Frontabschnitt untersteht. Der ist nun dauernd von Überfällen bedroht. Um den Russen von dieser Schlucht abzu drängen, soll unten im Wald eine Stellungslinie aufgebaut werden, die diese Schlucht halbkreisförmig abschirmt. Diese vorgeschobene Stellungslinie wird in den

Wald hinein bis an einen toten Flussarm des Donez gelegt. Dieser tote Flussarm besteht aus einer Kette von zum Teil schon versumpften Teichen, die einen gewissen natürlichen Schutz bieten, obgleich zwischen den Teichen trockene Stellen liegen, die begehbar sind. Diese vorgeschobene Sumpfstellung soll von einem Zug in Stärke von etwa 30 Mann besetzt werden. In Anbetracht der Gefährlichkeit dieser Stellung werden zwei Züge aufgestellt, die sich im Wechsel von 24 Stunden ablösen. Außerdem sollen sie von Offizieren geführt werden. Den einen Zug übernehme ich, den anderen ein Offizier der Schützenkompanie, der fließend russisch spricht. Die Ablösung erfolgt jeweils abends nach Einbruch der Dunkelheit.

Heute ist es soweit. Ich löse das erste Mal ab. Als es zu dämmern beginnt, nehme ich Stahlhelm und Maschinenpistole vom Haken an der Wand, schnalle die schweren Magazintaschen um, ergreife mein Fernglas und verlasse das Haus, um mich bei meinem Kompaniechef Max Müller und beim Bataillon abzumelden.

Das Dorf bereitet sich schon auf die Nachtruhe vor, als ich die Dorfstraße hinunter zum Sammelplatz gehe. Der Zug sammelt bei einem der letzten Häuser am Rand der offenen, baumlosen Hochebene. Es ist nun fast dunkel geworden. Halblaute Gespräche, und hier und da das Klappern von Geräten. In den Haustüren stehen Frauen und gucken uns zu. Der Feldwebel meldet mir die Vollständigkeit des Zuges, und dann verlassen wir in langer Reihe – Zivilisten sagen Gänsemarsch – das Dorf. Im Bogen umgehen wir das letzte Haus, das dicht an der Schlucht steht und bald abzurutschen droht. Dann ziehen wir in die weite, kahle Hochebene hinaus. Es ist dunkel. Nur die Stahlhelme glänzen im schwachen Schein der Mondsichel. Ich lasse die Abstände vergrößern, und damit auch unsere Silhouetten nicht zu erkennen sind, gehe ich in einigem Abstand vom Plateaurand.

Nach knapp halbstündigem Marsch erreiche ich den Gefechtsstand der 2. Kompanie am Ende der gefährdeten Schlucht. Ich melde mich beim Kompanieführer und steige dann gleich in die Schlucht hinunter. Ein schmaler Pfad führt zwischen Jungwald und Unterholz hinab. Die Schlucht ist kurz. Die steilen Wände treten plötzlich zurück, und der Pfad läuft in die bewaldete, ebene Talsohle hinaus. Wir stehen unten in der Talebene der Donezniederung. Hier am Rand des Talhanges ist der Boden noch sandig und trocken. Lichter Hochwald gestattet einen freien Blick in fünfzig bis hundert Metern Umkreis.

Unweit vom Ausgang der Schlucht liegt auch das Erdloch, das nun mein Zuggefechtsstand sein wird. Hier erwartet uns auch schon Leutnant A., der uns in die einzelnen Stellungen einweist. Dann sammelt er seine Leute und verschwindet nach hinten in der dunklen Schlucht. Ich bin mit meinem Melder (es ist nicht mehr der alte Blindgänger) in das Erdloch gekrochen. Es ist eine rechteckige, einen halben Meter tiefe Grube. Den Fußboden bildet eine Strohschicht. Als Dach dient eine Zeltbahn. Während der Melder mit dem **Feldfernsprecher** hantiert, orientiere ich mich über die Lage. Der runde Lichtkreis der Taschenlampe gleitet über die Karte. Durch das Licht angelockt, kommen Schwärme von Mücken herein und erfüllen die Luft mit ihrem feinen, leisen Singen, womit sie mir eine genussreiche Nacht verkünden wollen.

Draußen ist stockdunkle Nacht. Mitternacht ist längst vorüber. Es wird kühl. Ich wickele mich in meine Decke, um noch ein paar Stunden zu schlafen.

Es ist heller Tag. Ich gehe die Stellungen ab, kehre in mein Loch zurück, telefoniere mit dem Chef oben am Ende der Schlucht und baue dann mein Loch etwas aus. Vor allem kann man jetzt den Eingang verhängen, so dass nicht allzu viele Mücken hineinkommen. Oben im Dorf habe ich mein Quartier gewechselt. Da ich jetzt eigentlich nur noch zum Schlafen hinaufkomme und meinen faulen Putzer an den Zug abgegeben habe, brauche ich das geräumige Zimmer nicht mehr. Ich wohne jetzt zwei Häuser nebenan in einer kleinen Kate, die nur von einer Frau mit ihrer kleinen Tochter bewohnt wird.

Als ich heute abend zur Sammelstelle komme, höre ich von dem Feldwebel eine erschütternde Geschichte. Heute mittag war eine Gruppe von Mädchen von der Feldarbeit zurückgekommen, um die Mittagspause im Dorf zu verbringen. Sie gingen im Gänsemarsch. Die Sowjets haben das natürlich gesehen und die Mädchengruppe mit einem Granatwerferfeuerüberfall zusammen geschossen. Dabei wurden mehrere Mädchen getötet. Eine von ihnen galt als das schönste Mädchen im Dorf.

Manchmal kann man die Wut kriegen über die Sturheit der Landser. Wie ich heute am Tage die Stellungen ablaufe, treffe ich einen Posten an, der sich gemütlich an den Fuß eines Baumes gesetzt hat, den Rücken an den Stamm gelehnt, und die Knarre zwischen den Beinen. So sitzt er da und bietet den Russen eine willkommene Zielscheibe. In seinem Erdloch war es ihm zu unbequem, und deshalb

lässt er sich lieber abknallen. Ich weiß wohl, dass das tage- und wochenlange Stehen in den engen Schützenlöchern anstrengend ist, aber die zwei Stunden muss er eben durchhalten. Es geht ja ums Leben!

Entweder können die Landser nicht gucken, oder sie passen nicht auf. Heute komme ich zu einem Schützenloch, in dem der Posten seine Wache steht. Ich springe zu ihm ins Loch, stelle mich neben ihn und beobachte auch eine Weile den feindlichen Wald. Da sehe ich auch schon einen erdbraunen Iwan im grünen Gras herumschleichen. Der Posten hatte nichts gesehen.

Gewiss sind unsere Landser durch das jahrelange Postenstehen in den Schützenlöchern gleichgültig und abgestumpft. Aber es fehlt ihnen auch die Beobachtungsgabe. Sie können nicht mehr unterscheiden, ob die Bewegung des Grases vom Wind oder von einer schleichenden Gestalt verursacht ist. Sie sehen nicht, dass der Busch da drüben heute viel dichter ist als gestern. Dass der Reisighaufen da hinten höher ist als gestern. Dass die Baumkrone dort von Tag zu Tag undurchsichtiger wird (weil die Russen dort eine B-Stelle einrichten, indem sie Tag um Tag, langsam und unauffällig, die Baumkrone durch zusätzliche passende (!) Äste verdichten). Uns Kulturmenschen, vor allem den Großstädtern, ist diese Fähigkeit verloren gegangen. Der Russe hat sie noch. Er hat Augen wie ein Adler. Er schleicht sich wie ein Indianer am helllichten Tag bis auf dreißig Meter an unsere Stellungen heran. Er kann graben wie ein Maulwurf und hat sich in unglaublich kurzer Zeit in die Erde gewühlt. Unsere B-Stellen hat er oft in kurzer Zeit erkannt. Er passt sich hervorragend dem Gelände an und tarnt sich und seine Stellungen phantastisch gut. Ein Meister der Tarnung und Täuschung. Er scheut nicht Wind noch Wetter und greift oft dann an, wenn unsere Landser sich zum Schutz gegen Schnee und Regen die Zeltbahn über den Kopf ziehen.

Das Tollste ist heute passiert:

Ich sitze hinten in meinem Bunker, als ich vorn plötzlich Schüsse knallen höre. Ich renne sofort die etwa hundert Meter zu den Stellungen, finde dort aber alles wieder ruhig und friedlich vor. Es war folgendes geschehen: Ein Posten hatte in seinem Schützenloch im Halbschlaf vor sich hingeduselt, als er Schritte in der Nähe hörte. Wie er nun verschlafen aufblickt, steht ein Russe vor seinem Loch. Beide sind vor Schreck erst wie gelähmt. Dann aber macht der Iwan blitzschnell kehrt, watet durch einen flachen Tümpel und verschwindet im Gebüsch. Der Landser hatte inzwischen sein Gewehr hochgerissen und dem Iwan blindlings zwei Schüsse hinterher gefeuert, natürlich ohne zu treffen, denn er schlief ja noch halb. Ich nahm schnell einige Leute und lief in Richtung des geflüchteten Russen in den Wald, fand aber keine Spur mehr. Der Iwan hatte aber auch ein unwahrscheinliches Glück gehabt: Er war auf den größten Trottel des Zuges gestoßen.

Diese verfluchten Mücken! Wir tragen zwar Mückenschleier vor dem Gesicht, aber diese Biester finden immer einen Zugang, meist am Hals. Wenn die Posten den Schleier tragen, können sie nicht richtig sehen, weil die Mücken massenweise vor ihrem Gesicht auf dem Schleier herumkrabbeln. Wenn sie aber, um besser beobachten zu können, den Schleier hochschlagen, zerstechen die Mücken ihnen das Gesicht. Wenn man sie dann verjagt, verrät sich der Posten durch seine dauernden Bewegungen. Heute stand ich neben einem Posten, der in seinem Loch stand und die Hand auf dem Gewehrkolben hatte. Die Hand war schwarz von Mücken! Die armen Schweine hier vorn. Wenn sie nicht ein dickes Fell haben, werden sie verrückt vom Juckreiz. Und zu dem Fleckfieber, das uns die Läuse bringen, kommt die Malaria als Geschenk der Mücken. Auch das [Atebrin](#), das wir dagegen schlucken, hilft nicht immer, obgleich es sehr wirksam ist. Aber die Mücken und der Juckreiz ihrer Stiche, die uns den Schlaf rauben, belasten unsere Nerven mehr als die Gefahr hier unten.

Eben war Oberleutnant NN, der Kompanieführer aus dem Bunker oberhalb der Schlucht, hier unten, um sich einmal die Stellungen anzusehen, die ja wie ein Schutzschild vor seinem Gefechtsstand liegen. Donnerwetter, der ist aber vorsichtig! Wir gehen von meinem Bunker nach vorn zu den Stellungen. Da lässt der doch tatsächlich einen Kranz von Soldaten als Schützenschleier vor sich her gehen! So im Halbkreis wie ein Schirm! Und dabei sind wir doch hinter der eigenen Linie. Diesen Weg gehe ich Tag und Nacht mehrmals, aber allein!

Ich habe den Eindruck, dass wir von den Russen intensiv beobachtet werden. Kürzlich war eine von den Schützenminen, die vor unseren Stellungen liegen, in der Nacht hoch gegangen. Als wir die Stelle am nächsten Morgen aufsuchten, fanden wir im hohen Gras eine Schleichspur, die in einem Gebüsch fünfzig Meter vor unseren Stellungen endete. Hier hatte also ein russischer Späher gelegen und aus nächster Nähe unseren Verkehr, die Lage unserer Stellungen, Feuerstellungen und Schützenlöcher, sowie die Stärke unserer Besatzung beobachtet.

Ein Soldat kommt angesaust und meldet, dass sich Russen vor den Stellungen befinden. Ich laufe mit nach vorn, fasse eine Gruppe zusammen und stoße in den Wald vor, obgleich im Augenblick kein Russe mehr zu sehen war. Wir laufen über eine trockene Bodenwelle, durchwaten in langen Sprüngen einen schmalen, versumpften Bachgrund und gelangen wieder auf trockenen Boden. Hier steht lichter Kiefernwald. Der Boden ist von einer dicken Schicht trockener Äste bedeckt, die das Laufen erschweren. Aus dem Gewirr ragen einzelne Baumstümpfe heraus. Ich ducke mich hinter einen Baumstumpf, um einen Augenblick zu beobachten. Da bewegt sich etwas! 25 Meter vor mir hockt ein Russe genau wie ich hinter einem Baumstumpf und guckt hervor. Er scheint mich nicht gesehen zu haben, denn er pendelt mit dem Kopf hin und her, als wenn er etwas genauer sehen möchte und nicht erkennen kann. Hätte er sich nicht bewegt, dann hätte ich ihn auch nicht erkannt. Wie ich mich aber zum Sprung etwas aufrichte, erkennt er mich durch meine Bewegung. Eine Sekunde lang sehen wir uns in die Augen, abwartend, mit größter Spannung. Dann schnelle ich vor und springe auf ihn zu. Da wendet er sich blitzschnell um, verliert bei dieser Bewegung seine Wattejacke und läuft wie ein Wiesel davon. Ich brülle: „Stoi, stoi!“²³⁹, jage ihm im Laufen ein paar Feuerstöße aus meiner MPI nach, stolpere über dieses verdammte Astwerk – und sehe plötzlich 30 Meter links von mir ein ganzes Rudel erdbrauner Gestalten aufspringen und in geducktem Lauf davoneilen wie ein Rudel aufgeschuchter Rehe. Es waren mindestens zehn Mann. Die hätten mich ja spielend abknallen können, bevor sie fortliefen! Ich war meinen Männern im Eifer des Gefechts voraus geeilt, ohne darauf zu sehen, ob sie mir auch folgen. Zwar ist das eigentlich selbstverständlich, aber was heißt das schon. Sie müssen aber wohl dicht hinter mir gewesen und bei meinem Aufspringen auch mitgesprungen sein, denn ich kann mir nicht denken, dass der ganze Russenhaufen vor mir allein weggelaufen wäre. Wie sie laufen! Sie huschen durch das Unterholz. Ab und zu sieht man einen braunen Rücken auftauchen, aber gleich schlagen die Büsche wieder hinter ihm zusammen. Sie flitzen fast lautlos, sie sind schneller als wir. Ich gebe die Verfolgung auf, noch einmal sehen wir sie auf einer Schneise auftauchen. Sie blicken zurück, als ich mit meiner ganzen Gruppe auf dem Waldweg stehe und ihnen nachschaue. Da schießt einer noch einmal zurück, bevor sie endgültig verschwinden.

Da wir nun schon einmal hier sind, beschließe ich, mir die Gegend etwas genauer anzusehen. Wir folgen dem Waldweg, der auf den Donez zu verläuft und erreichen nach einiger Zeit einen kleinen versumpften Wasserlauf, in dem zwei russische Panzer versackt sind. Ich präge mir die Gegend ein, und dann kehren wir zurück. Unser einziges Beutestück ist eine Wattejacke. Leider hatte der Iwan keine Papiere bei sich. Aber russische Späh- oder Stoßtrupps haben das nie.

Einige Tage später werden mir noch einmal Russen vor der Stellung gemeldet. Diesmal will ich es schlauer anfangen. Ich teile zwei Gruppen ein, die links und rechts von den gemeldeten Russen in den Wald eindringen. Wir wollen uns dann nach einer Zangenbewegung hinter den Russen treffen und ihnen den Weg abschneiden. Aber sie haben den Braten wohl gerochen und ziehen sich fluchtartig zurück.

Es ist auffallend, dass sich die Sowjets nie auf ein Gefecht eingelassen haben. Sie haben nicht einmal aus nächster Nähe geschossen, was sie mehrmals mit Erfolg hätten tun können. Sie haben zweifellos den Auftrag, nur zu beobachten.

Selbstverständlich versuche ich, das Verhalten der Russen zu analysieren und daraus Schlüsse zu ziehen, soweit das beim Russen möglich ist. Auch mein eigenes Verhalten unterziehe ich einer nachträglichen „Manöverkritik“. Als ich mir die Scharmützel hier unten in unserem Buschkrieg in Ruhe durch den Kopf gehen lasse, schien mir doch, als wenn ich bei dem ersten Zusammenstoß etwas unvorsichtig war. Was wäre, wenn mir die Männer nicht schnell genug gefolgt wären? Vorsicht ist natürlich gut, aber ein Schutzengel ist besser. Und dass ich einen Schutzengel habe, ist mir unumstößliche Gewissheit. Das bedeutet natürlich nicht, dass ich mich im Vertrauen auf ihn unnötig in Gefahr begeben. Nur bei Dummheit hilft er, wie bei Kindern, die ahnungslos in eine Gefahr rennen. Und dazu hat er bei mir oft genug Gelegenheit.

Vorsicht hat mit Feigheit nichts zu tun. Aber Tollkühnheit hat auch nichts mit Mut zu tun. Mut ist jedoch eine unbedingte Forderung für den militärischen Führer. Ich denke da an einen Fall. Ein junger und noch wenig fronterfahrener Leutnant wird mit einem Melder nach vorn in die Stellungen geschickt, um Befehle zu überbringen. Auf dem Gelände liegt Streufeuer der feindlichen Artillerie. Der Melder merkt, dass der Leutnant etwas zögert und er bietet sich, das letzte Stück bis nach vorn

²³⁹ Стой! oder Стои! Warte! Bleib (stehen)!

allein zu gehen und den Leutnant hier wieder zu treffen. Der Leutnant ist einverstanden und bleibt zurück, um auf die Rückkehr des Melders zu warten. So geschah es auch. Aber später erzählte der Melder, dass der feige Leutnant zurückgeblieben sei und er allein nach vorn gegangen sei. Nein, da will ich mich lieber an den Grundsatz eines französischen Militärs halten: „Périssez dans le combat plutôt que de faire douter de votre courage!“ Lieber im Kampf umkommen als Zweifel an seinem Mut aufkommen lassen. Zugegeben, es ist leichter gesagt als getan, wenn es soweit ist. Aber manchmal denkt man in der Hitze des Gefechts gar nicht an die Gefahr und ist hinterher erstaunt, dass man eine mutige Tat vollbracht hat.

Der Russe verstärkt seine Spähtrupptätigkeit, aber auch unsere Männer sind aufmerksamer geworden. Sie melden öfter ganze Trupps von Russen, die sich – in respektvoller Entfernung – im Wald vor unseren Stellungen herumtreiben. Ich bin deshalb auch von jetzt an häufiger vorn.

Die Männer haben sich für ihre wachfreien Stunden Laubhütten gebaut, denn wegen des feuchten Bodens kann man hier keine Bunker ausheben. Und kalt ist es ja nicht. Wir haben ja Sommer.

Jetzt ist es passiert! Die Russen haben einen unserer Posten ausgehoben! Das Pech ist dem anderen Zug zugestoßen, und der Leutnant erzählt mir den Hergang bei der Ablösung : Es war pechschwarze Nacht. Plötzlich zerreißt ein Knattern und Krachen die nächtliche Stille. MG-Garben zischen und Handgranaten explodieren mit dumpfem Knall. Trotz der absoluten Finsternis liegen die Garben haargenau auf drei nebeneinander liegenden Schützenlöchern. Sie streichen so dicht über die Löcher hinweg, dass die Männer die Köpfe nicht hochnehmen können und volle Deckung nehmen. Plötzlich hallt ein lauter Hilferuf durch die Nacht. Die Russen waren im Schutz des MG-Dauerfeuers, das die beiden äußeren Schützenlöcher eindeckte, an das mittlere Schützenloch herangekrochen und hatten den Posten aus seinem Loch gezogen. An seinen Hilferufen konnte man erkennen, dass sie ihn mit Gewalt wegschleppten. So plötzlich, wie der Überfall kam, war er auch beendet. Als man am nächsten Morgen das Gelände absuchte, fand man nur noch die Mütze des Verschleppten.

Dieses sowjetische Stoßtruppunternehmen war ein Husarenstück, das größte Anerkennung abnötigt. Es war nur möglich durch vorherige genaueste Auskundschaftung des Geländes, des Anschleichweges und der Lage unserer Stellungen. Es mussten ferner die genauen Standpunkte der Angreifer und die Aufstellung und Schussrichtung der Waffen so exakt festgelegt werden, dass sie auch bei stockfinsterer Nacht ihr Ziel genau trafen. Nicht zuletzt waren auch Männer mit Mut gefordert. Es war eine Meisterleistung.

Die roten Spähtrupps waren in letzter Zeit immer häufiger, immer größer und immer aufdringlicher geworden. Deshalb bekomme ich den Auftrag, mit einem Spähtrupp in den Wald vorzustößen und festzustellen, was sich dort in der Tiefe des Waldes eigentlich tut, und ob sich der Russe etwa schon diesseits des Donez festgesetzt hat. Der Fluss entfernt sich hier nämlich in einem großen Bogen von dem Steilhang, und dieser etwa zwei Kilometer tiefe Bogen ist von dichtem Sumpfwald bedeckt, in den ich nun mit meinen sechs Männern vordringe. Ich benutze zunächst den Waldweg, auf dem wir kürzlich dem russischen Spähtrupp gefolgt waren. Er zieht sich in langen, schwachen Windungen durch das Unterholz des Donez entgegen. Der feuchte Boden lässt die Vegetation üppig gedeihen. Das Unkraut wächst hoch, und Buschwerk und Niederwald sind so dicht, dass man stellenweise keine fünfzig Meter weit sehen kann. Die beiden Panzerwracks, an denen wir wieder vorbeikommen, lasse ich diesmal untersuchen. Sie sind leer. Nun lasse ich hier zwei Mann zurück und gehe rechtwinklig vom Weg ab nach links, indem ich einem sumpfigen Bachlauf folge, der etwa parallel zu unseren Stellungen verläuft. Ich finde aber weder Russen noch Spuren von ihnen. Deshalb kehre ich zu den Panzerwracks zurück. Wir folgen nun wieder dem Weg, der auf den Donez zuläuft. Nach einiger Zeit wird der Wald lichter, das Unterholz spärlicher. Bald haben wir den Waldrand erreicht und stehen vor einer breiten Wiesenfläche, die nur mit einzelnen Buschgruppen bestanden ist. Wir sind an den Auwiesen des Donez. Der Fluss ist immer noch einige hundert Meter entfernt und nur an einigen Stellen zu sehen. Auf der anderen Seite des Flusses reicht der dichte Wald bis an das Ufer heran. Von Russen ist nichts zu sehen, aber zweifellos beobachtet er uns von der anderen Flusseite. Ich kehre zurück und melde dem Bataillon meine Beobachtungen: Der Wald ist feindfrei. Der weitgehend feuchte Untergrund lässt vermutlich keinen Stellungsbau zu. Demnach kommen die feindlichen Spähtrupps vom jenseitigen Ufer des Donez herüber, durchqueren den Sumpfwald und legen sich vor unseren Stellungen auf die Lauer.

Nach dem Spähtruppüberfall sind die Nächte noch mehr als bisher voller Spannung. In den Abendstunden wabern Myriaden von Mücken in dunklen Wolken zwischen den Baumkronen und

erfüllen die dämmrige Stille mit ihrem Singen. Dann aber senkt sich die unheimliche Nacht über den Wald. Die Baumkronen sind nicht mehr zu erkennen. Es ist wie eine schwarze Decke, die über uns gebreitet ist. Aber die Nacht ist nicht still. Sie ist voller Unruhe. Es raunt im Wald. Die Sommerwärme brütet noch unter den Baumkronen und im Unterholz. Feuchtwarme Luft lastet über dem Boden. Es wispert im Dickicht und gluckst in den Tümpeln. Es raschelt im Laub, dass der Posten erschrickt. Vielleicht war es nur ein Tier auf nächtlichem Beutezug. Vielleicht war es aber doch ein Russe? Die Geräusche sind leise, aber zahllos und beunruhigend. Nachts wird hier unten nicht geschlafen. Alle Mann sind auf Posten. Gegen drei Uhr morgens wird es kühl. Müde lehnen die Männer an der erdigen Wand ihrer Schützenlöcher.

Endlich graut der Morgen. Fast unmerklich weicht die finstere Nacht. Noch ist es dunkel, aber der Himmel ist nicht mehr ganz so schwarz. Schon heben sich die Schatten der Baumkronen vorn Himmel ab. Voll Ungeduld blicke ich zum östlichen Horizont und dann auf das Zifferblatt meiner Uhr, das schwach phosphoresziert. Kurz vor drei Uhr. Um diese Zeit beginnt es hell zu werden. Und dann nimmt der schwarze Himmel allmählich eine bläuliche Farbe an, die immer heller wird. Der Morgen naht. Es wird Licht. Zwar beginnt jetzt eigentlich die gefährlichste Zeit, denn Angriffe beginnen meist im Morgengrauen. Aber man kann den Angreifer wenigstens sehen. Und dann ist die Sonne da! Der Tag hat begonnen.

Mein Bunker am Fuß des Steilhanges liegt in einem Hochwaldstück. Man kann hier frei herumlaufen. Der Unterstand liegt am Rand eines hellen Sandweges. Seit langem unbenutzt, beginnt das Gras, ihn allmählich von beiden Rändern her zu überwachsen. Still und verträumt liegt dieser Waldweg unter den leise rauschenden Kronen der hohen Bäume, mit deren Blätterwerk die warme Sommersonne ihre Schattenspiele auf den Weg wirft.

Und dann neigt sich wieder ein Tag dem Ende zu. Das Blau des Himmels und das Grün des Waldes werden immer dunkler. Aber heute schreckt die Dunkelheit nicht. Bald wird die Ablösung kommen. Halb unbewusst lauscht das Ohr, ob nicht schon das Geräusch der trappelnden Schritte und das fast unvermeidliche Klappern der Geräte zu hören ist. Wieder ein Blick auf die Uhr. Kurz vor zehn Uhr. Bald müssen sie hier sein. Ablösung! Das Herz scheint etwas erleichtert zu schlagen. Eine Nacht in einem richtigen Bett schlafen, ohne Unruhe. Raus aus diesem Wald und einen Tag wieder unter Menschen im Dorf sein. Ein Feldbett in einer Lehmkate ist schon eine kleine Seligkeit. Wie wenig braucht der Mensch, um glücklich zu sein!

Später erhalte ich unten im Wald einmal Besuch von einem Leutnant unseres Nachbarbataillons. Es ist Leutnant Baumann²⁴⁰, den ich in Frankreich kennengelernt und in Paris und Le Mans getroffen habe. Er wollte mal Verbindung zum Nachbarn aufnehmen und ist selbst überrascht, mich hier unten im Wald zu treffen. Er ist lustig wie immer und meint, für diese Waldstellung würden sicher einige Ritterkreuze ausgeworfen.

Drüben singen die Russen. Wenn die Iwans singen, dann empfiehlt es sich, die Wachsamkeit zu erhöhen. Häufig steht dann ein Angriff bevor. Die Russen bekommen vor solchen Unternehmen oft Schnaps, und wenn sie Schnaps getrunken haben, dann singen sie.

Offenbar sind russische Angriffsabsichten bekannt geworden²⁴¹, denn unsere Vorpostenlinie hier unten, die ja nur von einem Zug besetzt war, soll zu einer Dauerstellung ausgebaut werden und mit einer verstärkten Kompanie besetzt werden. Seit einigen Tagen wird hier wie toll geschanzt. Neue Stellungen werden ausgehoben und alte verbessert. Pioniere ziehen vor den Stellungen einen Drahtverhau. Mein bisheriger Unterstand wird zum Kompaniegefechtsstand ausgebaut und erhält als Decke eine vierfache Balkenlage. Ich selbst erhalte einen neuen Bunker fünfzig Meter rechts davon. Auch meine Werferbedienungen wühlen sich schon Feuerstellungen in den sandigen Boden. Ich soll nämlich zur Verstärkung der Schützenkompanie gleich mit unten bleiben, zumal ich die Gegend ja schon so gut kenne. Herrliche Aussicht! Immer dieselben!²⁴² Der Russe hat unsere Geschäftigkeit natürlich längst beobachtet und schießt erstmalig mit Granatwerfern in den Wald. So ist das nun, Seit die verstärkte Kompanie hier unten liegt, haben wir nachts zwar mehr Sicherheit, dafür ist es aber mit der Ruhe am Tage vorbei.

²⁴⁰ *Baumann führte 1944, bevor er fiel, die 10. Kompanie. Daher könnte das hier genannte nördlich gelegene Nachbarbataillon das III./477 gewesen sein, während Schrödter wahrscheinlich dem I./477 angehörte.*

²⁴¹ *vgl. Feindbeurteilung durch H.Gr. Süd v.18.06.1943 (KTB OKW 1943 S. 662 f.)*

²⁴² *Semper talis, Wahlspruch und Schlachtruf des 1. Garde-Regiments zu Fuß, oft als Seufzer geäußert*

Max kommt mit dem Kommandeur herunter, und wir erkunden weitere MG-Stellungen.

Ich muss hier mal etwas anderes einschalten. Ich habe zufällig den Bericht eines Kompanieführers gelesen, der denselben Abschnitt befehligte, den ich dann übernahm. Es war ein ausgesprochen ruhiger Abschnitt. Was der aber daraus gemacht hatte! Jeden auftauchenden Russen und jeden Schuss hat der zu einem Feuergefecht hochstilisiert. Und wie eisern er die furchtbar bedrohte Stellung gehalten hat! Oh, Leutnant Schrödter, Sie ahnungsloses Kind! Wann werden Sie endlich lernen, sich ins rechte Licht zu setzen?

Mein neuer Bunker ist nicht dicht. Es regnet durch. Da war mir der alte lieber, obgleich der nur ein Zeltdach hatte.

Die Verteilung der Marketenderware hat nicht geklappt. Das nächste Mal übernehme ich die Verteilung selbst. Mit der Marketenderware ist es wie damals mit den Wintersachen. Bevor sie nach vorn kommt, ist sie schon durch viele Siebe gegangen. Die besseren Sachen, wie Hautcreme, Kognac usw., sind ohnehin selten und bleiben gleich hinten hängen. Den Rest der brauchbaren Dinge vereinnahmt dann die Kompanieführung, und der übrig bleibende Bräsel erreicht dann schließlich die Front. Hier nehmen sich dann die Gruppenführer noch zuerst, und den letzten Rest bekommt der Landser. Meist ist es nur noch Briefpapier.

Unser Adjutant, Leutnant Gawletta, hatte Krach mit dem Bataillonskommandeur. Es ist immer noch derselbe, Major Glaser, den wir schon in Frankreich hatten und mit dem die Offiziere öfter Meinungsverschiedenheiten hatten. Gawletta hat jetzt die Nase voll. Er meldet sich freiwillig zur Front und fällt vierzehn Tage später als Zugführer.²⁴³

Ich werde zum **Feldersatz-Bataillon** abkommandiert, das auf dem Hochplateau hinter unserer Sumpfstellung Artillerieschutzstellungen baut. Endlich komme ich mal aus diesem Sumpfwald heraus in freies, offenes Gelände. Ich hatte mir bei unserem Tross in Petrowskaja ein Pferd geholt und reite nun über die weite, sommerwarme Hochfläche meinem neuen Ziel entgegen. Ich genieße die freie Weite hier oben. Vor mir liegt der Feldweg, der sich in leichten Windungen in die Ferne zieht. Beiderseits des Weges dehnen sich riesige Großfelder, die schon bearbeitet sind. Nach längerem Ritt beginnt das Gelände in eine Senke abzufallen, die mit Strauchwerk bewachsen ist. Der Weg biegt scharf nach links und führt langsam in die Senke hinunter. Am Wegrand zieht sich jetzt eine Buschreihe entlang. Im Schatten des Gebüschs liegt eine Gruppe von Frauen und Mädchen, die hier die Feldarbeit besorgen und jetzt ihre Mittagspause machen. Eine von ihnen erkenne ich. Es ist meine Nachbarin aus Sagorodnoje, die junge Frau aus Wladiwostok. Sie liegt ausgestreckt im Gras und hat die Augen geschlossen. Durch den Hufschlag meines Pferdes aufmerksam gemacht, schlägt sie die Augen auf, erkennt mich und lächelt mich an. Ich grüße lächelnd zurück. Was für weite Wege diese Mädchen bei der Arbeit auf diesen riesigen Großfeldern machen müssen. Aber sie sind es gewöhnt, und sie sind ein kräftiges Volk.

Dazu erzählte Max Müller mal von der Tochter seiner Quartierswirtin. Es war schon im Sommer 1941 bei Slawjansk. Eines Tages war das Mädchen verschwunden und kehrte erst nach einer Woche zurück. Als Max sie fragte, wo sie so lange gewesen sei, antwortete sie: „In Charkow. Ich war drei Tage bei meiner Tante.“ Max fiel auf den Rücken. Charkow ist über 160 Kilometer entfernt. Er hielt ihr dann vor, dass sie täglich 40 bis 50 Kilometer gelaufen sein muss. Ihre lakonische Antwort war nur: „Nu da!“²⁴⁴ (sinngemäß: „Na und?“ – was sind schon 50 Kilometer!)

An einer Wegkreuzung steht ein Richtungsschild, das auf den Regimentsgefechtsstand hinweist. Dort muss ich mich erst melden. Die Bunker des Regiments liegen in einem kleinen Wald. In der Nähe befindet sich auch ein kleines Dorf.

Ich steige in den stabilen Bunker hinunter und stehe vor dem Regimentskommandeur. Laut Vorschrift muss Offizieren, die ihre Dienststelle wechseln, Nachteiliges aus ihrer Beurteilung mitgeteilt werden. Haarhaus überfliegt meine Papiere und sieht mich dann an. „Man bemängelt an Ihnen einen gewissen Hang zum Einzelgänger.“ Ich sage nichts und sehe ihn nur fragend an. Ich dachte, es käme noch mehr, denn mein Bataillonskommandeur, dieses Ekel, hat mir doch bestimmt noch mehr angehängt. Aber Haarhaus sagt nichts mehr dazu. So ganz Unrecht hatte er vielleicht nicht. Ich habe mit gewissen Offizieren weder gesoffen noch Karten gespielt, weil ich beides nicht kann und nicht leiden kann. Aber das kann man, wenn man will, vielleicht als Einzelgängerei ansehen. Hinzu kommt noch, dass

²⁴³ lt. [Gräbersuche online](#) am 28.07.1943 als Oberleutnant in [Andrejewka](#)

²⁴⁴ ну да? Ach ja?

ich zu bescheiden, zu zurückhaltend und manchmal auch zu schüchtern bin. Ich dränge mich nicht auf. Mir fehlt einfach das Geschick, mich wichtig zu machen. Nach einigen Bemerkungen schließt Haarhaus: „Das müssen Sie sich abgewöhnen.“

Ich setze meinen Weg fort. Wieder geht es über weite, baumlose Flächen, und dann bin ich am Ziel. Vor mir liegt wieder eine flache, mit Büschen und Bäumchen bewachsene Senke. Im Schatten der Gebüsche sind einige Fahrzeuge zu erkennen. Ich steige ab und melde mich beim Bataillonsführer, einem ruhigen, freundlichen Hauptmann mit gutmütigem Gesicht. Er ist im Zivilberuf höherer Beamter. Da das Bataillon erst kürzlich hier eingetroffen ist²⁴⁵, sind noch keinerlei Unterkünfte vorhanden. Die Soldaten kampieren in Laubhütten, die sie aus den Zweigen der Bäume hergestellt haben. Manche haben sich ein kleines Erdloch gebuddelt, andere haben einen Erdwall aufgeworfen und ein paar Bretter darüber gelegt. Ich selbst verbringe die erste Nacht auf der blanken Erde unter einem Planwagen. Ausgerechnet in dieser Nacht regnet es, aber sonst ist es erträglich.

Es ist ja Sommer, und die Sommer in Russland sind meist warm und trocken. Trotzdem ziehe ich in eine leere Schützenmulde um, aber auch die ist auf die Dauer nicht bequem. Deshalb ziehe ich kurz entschlossen in einen Erdbunker um, den sich russische Feldarbeiterinnen gebaut hatten, und der in der Nähe unseres Lagers war. Er ist geräumig und hat ein Dach aus einer Bretterlage mit Sandabdeckung. Mein Melder hat ein Bund Stroh beschafft, mit dem er den Boden bedeckt hat. Hier hausen wir nun tagsüber. Nur zur Mittagszeit sammelt sich hier eine Frauenbrigade, die auf den Feldern der Hochfläche arbeitet. Sie essen hier zu Mittag und kommen dann zu einem kurzen Mittagsschlaf in den Bunker. Der kühle Unterstand schützt vor den heißen Strahlen der Junisonne. Hier liegen wir dann allesamt in traurem Verein dicht bei dicht und halten Mittagsruhe. Einmal liegt das Mädchen neben mir, das in Sagorodnoje mit dem Kommandeur von einem Melder überrascht wurde. Die Brigadeführerin ist brummig. Entweder ist sie böse, weil wir ihren Bunker belegt haben, oder sie muss ihren Schäfchen ein gutes vaterländisches Vorbild gegen den Feind sein, oder sie ist wirklich überzeugte Kommunistin.

Bei Einbruch der Dunkelheit ziehen wir mit unserem Schanzzeug auf die Höhen, wo wir eine neue Auffanglinie aufbauen. Von der Front her sind wir zwar nicht einzusehen, aber wegen der Flieger müssen wir nachts arbeiten. Man bereitet sich wohl doch auf einen größeren Angriff vor.

Als ich unseren Bunker vor acht Tagen bezog, war der einzige Komfort eine Strohschütte, die meinem Melder, einem ostpreußischen Bauernsohn, und mir als Bett diente. Ich stellte meinen Rucksack ans Kopfende, und die Wohnung war fertig. Seit heute habe ich einen neuen Melder. Ein lebhafter, hellblonder Kaufmannssohn aus Hamburg. Der ging ohne Aufforderung sofort an die Verschönerung des Bunkers. Das Strohlager wurde mit einem Gehege aus Zweigstücken eingefasst, damit die Strohhalme nicht wegrutschen konnten. Dann schmückte er die Wände mit kleinen Bildern, die er mit kleinen Stöckchen einrahmte. Zum Schluss baute er vor dem Unterstand draußen noch eine Laubhütte als überdachte Veranda. Er hatte sogar noch einen Tisch und eine Bank gebastelt, wo ich heute einen Brief an meine Eltern geschrieben habe. Die russischen Mädchen sind ganz entzückt von dem „kulturalny Bunker“.²⁴⁶

Sowjetische Sommeroffensive 1943

17.7.43, morgens 3 Uhr. An der Front setzt schlagartig ein rollendes Donnern ein. Ich horche auf, denn das klingt anders als die üblichen Artilleriefeuerüberfälle. Es zieht sich an der ganzen Front entlang und ist ein pausenloses rumpelndes Grollen. Das ist kein Feuerüberfall und kein örtliches Artillerie-Duell. Das ist massiertes Feuer aller Kaliber auf breiter Front. Das ist der Auftakt zu einem Großangriff.

Die **große sowjetische Donezoffensive**, die große russische Sommeroffensive 1943 hat begonnen. Daher also der forcierte Stellungsbau mit einem ganzen Bataillon. Man hat also mit der Offensive gerechnet. Eben brausen drei russische Schlachtflieger über uns hinweg.

²⁴⁵ Es war erst am 15.07.1943 aufgestellt worden (LdW).

²⁴⁶ культуральный бункер, wahrscheinlicher культурный бункер, kultivierter Bunker

Es dauert keine zwei Stunden, da ist der Einsatzbefehl für uns da. Wir sollen mit Lkws eilig an die Front ostwärts Petrowskaja geworfen werden. Hier ist der Russe über den Donez gekommen und in unsere Stellungen eingebrochen. Ich habe meine wenigen Habseligkeiten schnell zusammengepackt. Nun warten wir auf die Lkws. Der Bataillonsführer ist schon vorausgefahren, und ich soll die Kompanien nachführen. Gegen Mittag kommen die Lkws angerattert. Die Soldaten klettern gruppenweise auf die Wagen, ich steige zum Fahrer ins Führerhaus, und dann rollt die Wagenkolonne in Fliegermarschtiefe in Richtung Petrowskaja davon.

Im Ort ist Ruhe. Wir sind etwas dichter aufgefahren, unser Vordermann fährt dichter an den Straßenrand. Plötzlich rutscht der vollbesetzte Wagen mit den Vorderrädern in den Straßengraben, neigt sich langsam zur Seite und kippt um. Die Kolonne stoppt. Ich laufe zu dem umgestürzten Wagen. Die Männer sind mit dem Schrecken davon gekommen. Nur einer liegt stöhnend am Boden. Ich lasse ihn ins Lazarett abtransportieren, während die Männer darangehen, dem Lkw wieder flott zu machen.

Währenddessen unterhalte ich mich mit einem Artillerie-Offizier, dessen Batterie unweit unserer Unfallstelle in den Gärten steht. Er berichtet, dass die Artillerie auf beiden Seiten eine Feuerpause macht. Hier vor unserem Frontabschnitt hat der Russe noch keine Erfolge. Er bestätigt meine Vermutung, dass es sich um eine großangelegte Offensive handelt, die die Sowjets an der ganzen Donezfront eingeleitet haben. Allerdings seien die Offensivpläne bekannt gewesen. Unsere Luftaufklärung hatte z. B. in der Donezschleife bei Isjum sieben Unterwasserbrücken erkannt, die die Russen innerhalb einer einzigen Nacht gebaut hatten. Diese Laufstege für Infanteristen liegen dicht unter der Wasseroberfläche und sind von Land aus fast nicht zu sehen. Eine Meisterleistung sowjetischer Pioniere!

Inzwischen haben wir mit Hilfe der Artilleristen unseren Lkw aus dem Graben gezogen, steigen wieder auf und setzen die Fahrt fort. In großem Bogen umgehen wir die freie Ebene ostwärts Petrowskaja und erreichen dann von Süden her den Ort, in dem unser Divisionsgefechtsstand liegt (**Gruschewacha** oder Bolschaja Kamischewacha²⁴⁷). Wir durchfahren den Ort und rollen dann vorsichtig so weit an den Dorfausgang heran, dass wir vom Russen nicht gesehen werden. Hier warte ich auf weitere Order. Inzwischen ist es Nachmittag. Da erscheint ein Offizier und gibt mir Anweisung, bis zum nächsten Dorf weiterzufahren. Dort würden wir dann eingewiesen. Nun prescht die Wagenkolonne los und saust über die Straße, die durch offene Landschaft führt, der Front entgegen. Vor uns taucht **Welikaja Kamischewacha** auf. Ich sitze vorn im ersten Wagen. Als wir den Ortseingang erreicht haben, werde ich von einem Offizier empfangen, der winkend auf der Straße steht. Ich lasse die Kolonne halten, steige aus und begrüße den Hauptmann, der sich als Einweiser vorstellt. Er gibt mir eine kurze Lageschilderung: Im Schutz der Feuerglocke seiner Artillerie ist der Russe über den Donez gekommen, hat unsere vordere Linie durchstoßen und einen kleinen Brückenkopf gebildet. Der Einbruch ist etwa zwei Kilometer breit und einen Kilometer tief. Nun soll unser Bataillon im Gegenangriff den Russen wieder über den Donez zurückwerfen.

Ich fahre mit der Kolonne ins Dorf, wo wir noch einmal halten müssen. Das Dorf wimmelt von Soldaten. Auf der Straße stehen lange Fahrzeugkolonnen, Munitionsstaffeln und Nachschub aller Art. Fahrer hantieren am Geschirr ihrer stämmigen Zugpferde, Kradmelder schlängeln sich durch das Gewimmel, Soldaten laufen hin und her, andere stehen wartend herum, und über allem liegt der Lärm eines aufgeschreckten, zum Kampf rüstenden Kriegshaufens. Die russischen Zivilisten stehen in ihren Haustüren und sehen diesem Treiben unruhig zu. Wieder einmal droht die Kriegsfurie ihr Dorf zu überrollen.

Ich habe neue Befehle bekommen und setze die Wagenkolonne wieder in Marsch. In den späten Nachmittagsstunden erreichen wir unseren Bestimmungsort (Baraschewka? ²⁴⁸) Hierher war der Bataillonsführer vorausgefahren. Das kleine Dorf liegt hinter einem gewaltigen, weiten, gewölbten Höhenzug, der uns von der Front trennt. Wie ein riesenhafter, langgestreckter Buckel liegt er schützend vor dem Dorf. Hinter diesem Höhenzug tobt die Schlacht.

²⁴⁷ Bolschaja Kamischewacha ist weder auf alten noch auf neuen Karten zu finden. Da der Name das gleiche bedeutet wie Welikaja Kamischewacha, mit dem er aber nicht identisch sein kann, liegt eine Verwechslung nahe oder eine ortsübliche Namensgebung.

²⁴⁸ Baraschewka, vom Autor richtigerweise mit einem Fragezeichen versehen, gibt es nicht, jedoch ein **Barabaschewka** und ein **Garaschewka**.

Ich melde dem Bataillonsführer die Ankunft der Wagenkolonne und gehe dann in eines der Häuser, in denen wir alle unsere Rucksäcke ablegen. Ich setze mich hin, um erst einmal etwas zu essen, denn ich habe seit heute Morgen noch nichts im Magen. Während ich kaue, höre ich draußen den Donner der Geschütze. Durch das Fenster kann ich die Höhe sehen, auf der schwarze Rauch- und Erdfontänen hochspritzen. Auf der Höhe liegt Störfeuer.

Ich werde zur Einsatzbesprechung gerufen. Wir versammeln uns im Haus des Bataillonsführers und hören uns den Kampfauftrag des Bataillons an. Dann werden die Befehle für die Kompanien ausgegeben. Ich übernehme den Granatwerferzug. Bei Einbruch der Dunkelheit soll das Bataillon den Höhenzug überschreiten und jenseits davon in Bereitstellung gehen. Im Morgengrauen wird es dann zum Gegenangriff antreten.

Es wird dunkel. Der erste Tag der Schlacht geht zuende. Aber noch einmal schwillt das Grollen der Geschütze an. Der Feind will den Nachschub zerschlagen, von dem er weiß, dass er jetzt an die Front rollt. Ich gehe vor das Haus und blicke zu der Höhe hinauf. In der fahlen Dunkelheit liegt dieser mächtige Höhenzug vor mir, und auf seinem Rücken tanzt ein Inferno von Feuer und Rauch. Der dunkle Himmel zuckt und flammt von den glutroten Blitzen der krepierenden Granaten. Die rollenden Einschläge lassen die Luft vibrieren. Schwarze Rauchwolken quellen haushoch und drohend empor, den dunklen Himmel vollends verfinsternd. 12-cm-Granatwerfer decken die ganze weite Fläche des breiten Höhenrückens ab. Es ist mindestens ein Werferregiment, wenn nicht gar eine ganze Division, die ihre Granaten auf die Höhe schmettern. Feuer, Rauch und spritzende Erde quirlen in der Luft, und die Erde zittert unter diesem gigantischen Flächenbrand. Beklemmung legt sich auf unsere Herzen. Durch dieses Feuer kommt niemand lebend hindurch. Und da müssen wir hinauf! Durch eine Wand von Feuer und schwarzem Rauch! Da ist schon das Kommando: „Bataillon fertigmachen!“ Es ist soweit. Wir treten an, und dann bewegen sich die Kompanien langsam den Hang hinauf. Herrgott, sie können doch nicht pausenlos so weiter trommeln. Lass sie aufhören!

Und wir haben wirklich Glück. Während wir die Höhe hinaufsteigen, lässt das Feuer nach, und als wir die Höhe erreichen, hat der Russe den Beschuss eingestellt. Nur ein brennendes Haus lodert als Fanal zum Himmel und erhellt die nachtschwarze Umgebung mit flammend rotem Licht. Vor uns taucht plötzlich eine Gestalt aus dem Dunkel. Es ist ein Hauptmann, der uns in die Stellungen führen soll. Er gibt uns schnell noch einen Lagebericht: Der Russe hat im Laufe des Tages vier Panzer über den Donez gebracht. Möglicherweise setzt er während der Nacht noch mehr über, so dass wir morgen mit einem Panzerangriff rechnen müssen. Die Lage ist etwas unklar. Auch der Verlauf der Front ist im Augenblick nicht genau bekannt. Wir müssen uns also vorsichtig an die Frontlinie heranpirschen, bis wir auf eigene Leute stoßen.

Das Bataillon entfaltet sich und geht nun in breiter Front tastend durch die Dunkelheit vorwärts. Wir sind bereits den Vorderhang hinabgestiegen und haben den Fuß des Hanges erreicht. Nun geht es weiter in flachem Gelände, und dann stoßen wir auf die ersten Stellungen unserer dünnen, stellenweise abgerissenen Verteidigungslinie. Ich stehe oben am Grabenrand, während unten ein paar Pioniere hocken, die uns mit einem Schnaufer der Erleichterung empfangen. Ablösung! Mit sieben Mann haben sie – wie sie sagen – den ganzen Kompanieabschnitt gehalten. Wir besetzen denselben Abschnitt mit 40 Mann. Außerdem gehe ich hundert Meter hinter dieser Linie mit meinen Granatwerfern in Stellung. Oben auf der Höhe fährt inzwischen unsere Pak auf, die dort einen dritten Abwehrriegel aufbaut. Iwan wird morgen auf harte Abwehr stoßen. Wir sollen ihn ja sogar über den Fluss zurückwerfen.

Verwundung und Heimataufenthalt

18.7.43. Für meine Granatwerferstellungen habe ich mir eine Heckenreihe ausgesucht, die vom Schützengraben aus schräg nach hinten verläuft. In der Hecke befinden sich schon einige Erdbunker. Wir brauchen nur noch die Löcher für die Feuerstellungen auszuheben. Meine Gruppen gehen mit Feuereifer an die Arbeit, denn bis zum Morgengrauen müssen sie fertig sein. Die Hecke ist drei Meter breit und ebenso hoch. Zwanzig Meter vor mir bezieht der Bataillonsführer mit seinem Stab einen Unterstand.

Als es zu dämmern beginnt, sind wir gefechtsbereit. Da die Russen in zwischen Panzer über den Fluss gebracht hatten, sind uns zur Unterstützung unseres Angriffs noch schwere Waffen zugeteilt worden. Nun warten wir noch auf sie, um den Angriff beginnen zu können. Es ist 4 Uhr morgens und schon

ganz hell. Endlich hören wir von hinten ein Kettenfahrzeug heranrasseln. Es ist eine Vierlingsflak auf Selbstfahrlafette mit einem Zug SS-Begleitinfanterie. Jetzt sind sie auf fünfzig Meter heran. Ich war mit einem Soldaten die Bunkertreppe hinauf gestiegen, sehe den Ankommenden entgegen und will ihnen Zeichen geben damit sie erkennen, dass sie unsere Bereitstellungslinie erreicht haben. Denn ihnen ist der Frontverlauf genauso unklar, wie er uns gewesen war. Da höre ich das Kommando: „Feuer frei!“ Und schon prasselt das Fla-MG los, dass die Fetzen fliegen. Die Fetzen fliegen uns um die Ohren. Ich will ihnen zuwinken – patsch! Ich fühle einen Schlag gegen meinen Unterarm, als wenn ein harter Kieselstein dagegen geflogen wäre. Meine Finger krümmen sich im Krampf zusammen wie Raubvogelkrallen. Aber ich fühle keinen Schmerz. Im ersten Augenblick dachte ich, meine Hand wäre durchschossen, jetzt aber läuft mir das warme Blut am Arm herunter. **Verwundet!**

Der Soldat, der neben mir auf der Treppe gestanden hatte, war mit einem Bauchschuss die Treppe herunter gerutscht. Auch im Bataillonsgefechtsstand hatte es Verwundete gegeben.

Die Kameraden im Bunker haben uns auf die Pritschen gelegt. Ein Soldat kniet neben mir und verbindet meinen Arm mit seinem Verbandspäckchen. Es ist nur der Einschuss zu sehen, also steckt der Splitter noch im Arm. Diagnose: Unterarmsteckschuss durch Granatsplitter. Während der Landser noch den Verband um meinen Arm wickelt, verliere ich das Bewusstsein, bin aber gleich wieder da. Ich bedanke mich bei dem Mann und schicke ihn zum Bataillon, um die zwei Ausfälle zu melden. Nach wenigen Minuten kommt er mit der Nachricht zurück, dass der Bataillonsgefechtsstand fünf Verwundete hat, darunter der Adjutant mit einer schweren Kopfverletzung.

Das Fla-MG hatte nur zwei kurze Feuerstöße abgegeben, und sieben Mann waren verwundet! Wenn die beim Iwan auch so dreindreschen, dann ist mir um den Erfolg nicht bange.

Ein Fahrzeug soll die Verwundeten mit zurücknehmen. Ich blicke auf die Uhr. 4.45 Uhr. Also wurde ich 4.30 Uhr verwundet. Jetzt beginnt die Wunde zu schmerzen. Der Wundchock ist vorbei. Bleischwer liegt mir der Arm auf dem Körper. Das Blut ist durch den dünnen Mullverband gesickert und färbt den Uniformrock rot. Der Ärmel hat ein Loch. Ich lege eine Drillichhose unter dem Arm, die auch bald Blutflecken bekommt. So liege ich längere Zeit im Dämmerzustand zwischen Schlaf und Schmerzen.

Der Kamerad mit dem Bauchschuss ist ruhig. Er scheint keine Schmerzen zu haben. Hin und wieder wechseln wir ein paar Worte. Ich mahne ihn, ruhig zu liegen.

Draußen rattert wieder ein Kettenfahrzeug heran und hält in unserer Nähe. Ich erhebe mich von meiner Pritsche und klettere hinaus. Es ist ein **Raupenschlepper-Ost**. Er hat Sprit gebracht. Ich möchte, dass er den Bauchverletzten mit zurücknimmt, aber er hat keine geeignete Liegefläche. Neben dem Fahrersitz ist jedoch noch ein Sitzplatz, auf dem er mich mitnehmen will. Ich warte deshalb nicht erst auf den Sankra, sondern klettere auf den Beifahrersitz, und dann geht es schon zurück. Der Fahrer hat es eilig, von hier unten wegzukommen, mit Recht. Er rasselt eifertig (schneller als 20 km/h können diese Schlepper nicht fahren, dafür kommen sie aber durch jeden Dreck) den Vorderhang hinauf und verschwindet hinter der Höhe, wo wir vor direktem Beschuss sicher sind.

Oben rumpeln wir an unseren Pak-Stellungen vorbei. Diese furchtlosen Männer liegen auf freiem Feld, und ihr einziger Schutz ist die Mulde, in der das Geschütz steht. Einer der Geschützfürer steht neben seiner Stellung. Ich kenne den Feldwebel von früher. Ich winke ihm zu und hebe meinen verbundenen Arm. Er erkennt mich und grüßt mit einer bedauernden Gebärde zurück.

Der Raupenschlepper-Ost setzt mich am **Truppenverbandplatz** ab. Es ist ein Bunker, etwa ein Kilometer hinter der Front. Ich steige hinunter. In dem Bunker ist eine stickige Luft, dass einem übel werden kann. Der Raum ist überfüllt und hat keine Lüftungsmöglichkeit. Der Arzt besieht sich meinen Verband und schickt mich dann gleich zu seinem Volkswagen, der draußen fahrbereit steht. Hinten hocken schon zwei Schwerverwundete, die dringend operiert werden müssen, und deshalb schnellstens zum Hauptverbandplatz der Division gebracht werden sollen. Der Sani heftet mir noch den rotgeränderten Verwundetenzettel ins Knopfloch, und dann setze ich mich vorn neben den Fahrer, der sofort losbraust. Der Wagen surrt auf dem gelben Weg entlang, der durch die weite, kahle Ebene führt. Wir sind nur ein Pünktchen in dieser endlosen Weite, aber die dicke, gelbe Staubwolke, die der dahin brausende Wagen hinter sich aufwirbelt, zeigt unsere Anwesenheit unübersehbar.

Das fanden auch die drei sowjetischen Schlachtfieger, die plötzlich vor uns am Himmel auftauchen. Was sie wohl machen werden? Denn der rasende Punkt mit der großen Staubfahne hinter sich ist nicht zu übersehen. Sie fliegen zur russischen Front zurück, also werden sie ihren Auftrag wohl schon

erfüllt haben. Jetzt sind sie schon seitlich von uns. Vielleicht sind wir für sie kein lohnendes Ziel. Jetzt sind sie schon hinter uns. Doch da kurvt der erste schon ein, senkt seine Nase und schießt wie ein Pfeil von hinten auf uns herab. Unser Fahrer wollte erst weiterrasen, doch auf meinem wiederholten energischen Befehl stoppt er den Wagen. Und während wir noch aus dem Fahrzeug stürzen, prasselt schon die erste Garbe klatschend und puffend um unseren Wagen herum, dass der Sand des Weges aufspritzt. Ich ducke mich hinter den Wagen. Der Fahrer und die zwei Verwundeten laufen seitlich ins freie Feld. Ein neuer Kugelregen der zweiten Maschine hagelt herab, ohne zu treffen. Verflucht nochmal, sehen die denn nicht unsere weißleuchtenden Verbände? Sie sind doch keine achtzig Meter hoch! Endlich lassen sie von uns ab. Wir steigen wieder ein und fahren weiter. Aber da kommen die Schlächter noch einmal zurück. Wir stoppen wieder. Der eine Kamerad klettert stöhnend heraus. Er hat eine Schlagaderverwundung und trägt mehrere Klammern am Hals. Wieder stürzen sich die großen Maschinen auf den kleinen Wagen. Wieder schießen sie daneben. Drei Angriffe im Tiefflug, und dreimal nichts getroffen. Und das bei allen drei Maschinen. Nun haben sie endlich genug und drehen ab. Wir klettern wieder in den VW und erreichen schließlich den Hauptverbandplatz der Division in **Barwenkowo**. Er ist am Ortsrand in einer Schule untergebracht.

Im Hauseingang steht ein Oberarzt, der wohl gerade eine Pause macht, um zwischen den Operationen kurz Atem zu schöpfen. Wir begrüßen uns, er fragt nach meiner Verwundung und nimmt mich gleich mit. Ich folge ihm durch den Hausflur, der als Aufnahmerraum dient. Auf dem Fußboden steht Bahre neben Bahre. Da liegen die Frontkameraden in ihren verstaubten, blutbefleckten Uniformen und warten geduldig, bis sie an der Reihe sind und auf die Schlachtbank gelegt werden. Die Leichtverwundeten müde oder schlafend, die Schwerverwundeten apathisch in halbwacher Benommenheit. Manche stöhnen leise. Dort liegt ein junger Soldat. Sein Blick ist trübe, sein Gesicht fahlgelb. Offenbar empfindet er keine Schmerzen mehr. Er hat die Schwelle der Gefühlsfähigkeit schon überschritten. Er ist schon vom Tod gezeichnet. Armes junges Blut!

Schwestern laufen zwischen den Bahren hin und her, um zu helfen, wo es möglich ist. „Trinken, trinken“ ist hier der häufigste Wunsch. Der Blutverlust macht durstig. Dazu kommt noch die sommerliche Hitze. Welch ein Bild, wenn die Schwester sich neben den Verwundeten kniet, ihm vorsichtig den Kopf aufrichtet und ihm dann den Becher sanft an die Lippen setzt! Hier schreit keiner und hier kreischt keiner. Was ich hier sehe, sind nur Bilder tapferen Duldens und helfender Liebe.

Der Oberarzt führt mich in einen Raum und lässt mich auf einem Stuhl Platz nehmen. Ein Sanitätsgefreiter nimmt mir den Verband ab, und der Arzt besieht sich die Wunde. Der Splitter ist an der Vorderseite des rechten Unterarms eingedrungen, hat den ganzen Unterarm quer durchschlagen und ist an der Rückseite dicht unter der Haut stecken geblieben. Wenn der Oberarzt mit dem Finger über die Stelle streicht, kann er ihn deutlich fühlen. Und ich spüre es auch. „Das werden wir gleich haben,“ meint er. Inzwischen hat die Operationsschwester schon eine Spritze fertig gemacht, die der Oberarzt zur örtlichen Betäubung in die Nähe des Splitters sticht. Die Stelle schwillt zusehends an und formt sich zu einer flachen Beule. „Wir nehmen den Splitter gleich raus,“ sagt der Arzt. „Können Sie dabei sitzen?“ Ich bin mir nicht so ganz sicher und erwidere, dass ich möglicherweise umkippe. Da stellt sich die Operationsschwester hinter meinen Stuhl, schlingt ihre Arme fest um mich und hält mich fest. So geht es natürlich wunderbar.

Der Arzt greift zum Skalpell und fasst meinen Arm. Ich wende den Blick ab, fühle aber doch den Schnitt. Es schmerzt überhaupt nicht. Nach einigen Hantierungen schiebt der Arzt seine Brille auf die Stirn. Er kann in dem stark geschwellenen Gewebe den Splitter nicht finden. Noch einmal setzt er das Messer an. Ich fühle den tieferen Schnitt, und da kratzt das Skalpell schon über den Splitter. Mir wird doch etwas mulmig, aber die Schwester hält mich mit ihren Armen und ihrer Brust aufrecht. Da kamen meine Lebensgeister schnell wieder. Der Splitter ist raus. Der Oberarzt hält mir einen kirschkernegroßen, zackigen Granatsplitter vor die Nase und legt ihn dann aufs Fensterbrett. Die Schwester legt mir noch einen neuen Verband an. Da der zackige Splitter wahrscheinlich auch Uniformteile mit in die Wunde gerissen hat, wird ein kleines Schlauchstück in die Wunde geführt, durch das der Eiter die Stoffteilchen mit heraus spülen kann. Nun habe ich einen frischen, blütenweißen Verband, und die Prozedur ist beendet. Es hat keine halbe Stunde gedauert, und umgekippt bin ich auch nicht. Ich verabschiede mich mit herzlichem Dank. Im Nebenzimmer bekomme ich noch eine Tetanusspritze ins Gesäß, und dann ist alles überstanden.

Sobald eine genügende Anzahl von Verwundeten versorgt ist, werden sie mit dem bereit stehenden Autobus ins Feldlazarett nach Barwenkovo²⁴⁹ gefahren. Bis dahin ist es aber noch Zeit. Deshalb gehe ich erst einmal in die Küche und lasse mir etwas zu trinken geben. Ein bildhübsches russisches Mädchen reicht mir mit gewinnender Herzlichkeit einen Becher Tee, und als ich ihn nach dem Trunk mit einem dankbaren „bolschoi sspassiba“²⁵⁰ zurückreiche, strahlt sie mich mit ihren hübschen Augen immer noch an. Sie ist doch ein verdammt reizendes Mädchen!

Ich gehe auf den Hof und blicke zur Front hinüber. Von hier hinten bekommt man erst eine Ahnung von dem gewaltigen Ausmaß dieser Offensive. Die ganze Front ist in Aufruhr. Unaufhörlich rummeln und grollen die Artillerieduelle und vermischen den Donner der Abschüsse mit dem dumpfen Krachen der Einschläge. Über den Fronten stehen Wolken von schwarzem Rauch, hier als dünner Staubschleier, dort zu dickem Qualm geballt.

Jetzt braust ein deutscher Stuka-Verband heran. Es sind zwanzig Maschinen. Sie kurven kurze Zeit über der Front herum, und dann schießt einer nach dem andern senkrecht in die Tiefe, um nach dem Bombenabwurf wieder steil hochzuziehen. Und nach jedem Sturz springt ein riesiger, gelber Rauchpilz in die Höhe, bis der ganze Frontabschnitt in einem Meer von Qualm erstickt. Kaum ist der Verband abgeflogen, da erschüttert ein neues Dröhnen die Luft. Ein deutscher Bomberverband mit 250 Maschinen fliegt an, wirft Tod und Verderben in die rote Front, dass der Boden erzittert und selbst hier hinten meine Uniform noch flattert. Einen Bomber hat die rote Flak erwischt. Beim Rückflug beginnt er zu qualmen, schert aus dem Verband aus und verliert an Höhe. Er kommt im Gleitflug herunter und geht beim Aufsetzen mit einer gewaltigen schwarzen Qualmwolke in Flammen auf.

Da taucht ein Verband sowjetischer Jäger auf. Etwa 150 Maschinen kurven wie ein Krähenschwarm durcheinander, wobei sich dieser Schwarm insgesamt langsam im Kreise dreht und allmählich die Front überfliegt. Sie sichern den Luftraum über der Offensivfront und sollen weitere deutsche Luftangriffe abwehren.

Nicht nur die Erde zittert und dröhnt. Auch die Luft ist erfüllt von heulendem und brausendem Getöse. Bomben und Granaten zerfetzen den Boden und schleudern das dunkle Erdreich in die Luft, und auch die Luft wird zerrissen durch den Druck der Explosionen. Die Elemente werden durcheinander gewirbelt und vermischen sich in einem Strudel der Vernichtung. Und auch der Mensch geht in diesem Strudel der Vernichtung unter, sein Körper wird zerfetzt und die Seele aus dem Leib gerissen.

Die Front ist eine Mauer von gelbem Qualm. Großkampf! **Asenkampf!** Hier prallen zwei gewaltige Armeen in verbissenem Kampf aufeinander. Von Zeit zu Zeit lässt das Rasen nach, als wenn die Kämpfer Atem holen müssten. Dann lüftet sich der Schleier von Rauch und Dunst über dem zermarterten Schlachtfeld und gibt den Blick frei auf schwelende und glimmende Schutthaufen, die einmal freundliche Dörfer waren.

Was mag wohl aus unserem Angriff geworden sein? Wir waren ja noch nicht einmal aus unseren Löchern heraus. Arme Kameraden da vorn! Ja so ist das mit den Frontsoldaten: Einerseits ist man froh, dem Inferno entgangen zu sein. Andererseits hat man ein schlechtes Gewissen, weil man die Kameraden da vorn jetzt allein lässt. Wenn ich später wieder zur Truppe zurückkomme, werden die Überlebenden stolz von ihrem Kampf erzählen, und ich werde stumm daneben sitzen, denn ich war ja „hinten“. Und es wird Überlebende geben, denn es ist erstaunlich, wie viele Kameraden selbst nach einem wüsten Trommelfeuer auf den Graben wieder aus ihren Löchern heraus geklettert kommen.

Eben treffe ich unseren Divisionspfarrer, den ich lange nicht gesehen habe. Sein Platz ist jetzt hier bei den Verwundeten und Sterbenden. Während wir uns noch unterhalten, kommt die Besatzung des abgeschossenen Bombers an. Sie sind alle unversehrt. Der Pfarrer spricht einen von ihnen an, aber der reagiert abweisend. Steht er noch unter Schock, oder ist er ein Nazi?

Der Autobus nach Barwenkovo fährt ab. Es ist nicht weit zum Feldlazarett, und wir sind bald am Ziel. Hier erfahre ich, dass gleich ein Zug nach **Dnjepropetrowsk** abgeht, der noch eine Anzahl von Verwundeten mitnehmen kann. Ich lege mich auf eine Pritsche, um bis zur Abfahrt des Zuges noch ein wenig zu ruhen. Dann rollt der Zug ein. Ich klettere mit noch anderen Soldaten auf einen offenen Plattenwagen, und bald setzt sich der Zug in Bewegung. Wir fahren die ganze Nacht durch und

²⁴⁹ Barwenkovo ist ein großer Ort; es ist möglich, dass sich sowohl der Hauptverbendplatz als auch das Feldlazarett dort befanden.

²⁵⁰ большое спасибо, vielen Dank

kommen im Morgengrauen hundemüde in Dnjepropetrowsk an, wo wir mit Sankras ins Lazarett gefahren werden.

19.7.43. **Kriegslazarett 905 Djeppropetrowsk.** Ich sitze in einem blütenweiß bezogenen Bett. Außer mir liegen noch fünf Offiziere in dem Zimmer. Gerade hat mir ein russisches Mädchen meinen wüsten Bart abgehackt. Als sie an mein Bett trat und den mehrere Tage alten Bart sah, stieß sie einen leisen Schreckensruf aus, und beim Rasieren prüfte sie immer wieder ihr armes Messer, ob es auch keine Scharten bekommen hat. Sie tat mir leid, denn dieses Messer ist ihr ganzer Reichtum, mit dem sie hier etwas Geld verdient. Wenn das Messer nicht mehr taugt, ist sie hier ihre Beschäftigung los.

Nun bin ich wieder frisch rasiert. Anschließend hatte ich noch einem Schreibstubengefreiten einen Brief an meine Eltern diktiert, und nun genieße ich in Ruhe das wunderbare Frühstück: Weißbrot mit guter Butter, Wurst, Marmelade, Obst und eine ganze Flasche Obstsaft, der bei der herrschenden Julihitze besonders wohltut.

Die Verpflegung ist phantastisch. So etwas habe ich seit Kriegsbeginn in Russland noch nicht erlebt. Das Essen ist sehr reichlich, wohlschmeckend und abwechslungsreich. Dazu täglich eine Flasche erfrischenden Saftes. Die Betreuung ist sehr ordentlich, und die Schwestern sind nett. Eine russische Angestellte kommt öfter in unser Zimmer, um mit einem Offizier zu schäkern, den sie in ihr Herz geschlossen hat. Die Russin ist ein bildhübsches Teufelsmädchen mit kohlschwarzen Augen und pechschwarzem Haar. Jetzt steht sie am Fußende des Bettes und kitzelt den jungen Offizier an den Füßen. Als dem die Krabbelei zu viel wurde, will er sie rausschmeißen und schimpft in scherzhaftem Ton: „Hörst Du jetzt endlich auf! Was willst Du überhaupt hier?“ Da beugt sie sich über das Fußende, blitzt ihn mit ihren schwarzen Augen schelmisch an und entgegnet spitzbübisch: „Ssspiilen mit deutsche Soldaten!“ Sie ist ein mutwilliger Kobold.

Heute haben sie mir einen neuen Gummischlauch in die Wunde gesteckt. Nur vier Tage habe ich hier gelegen. Hier hätte ich es noch länger ausgehalten. Aber heute geht es mit einem **Lazarettzug** in die Heimat. Wieder werde ich in einen Sankra verladen und zum Bahnhof gefahren. Leider kann ich durch die Milchglasscheibe nichts sehen. Auf der Bahre liegend, spüre ich nur die Kurven, wenn der Wagen um eine Ecke fährt. Dann werde ich in einen Zug verladen und verlasse die Stadt.

Es ist ein schöner, luftiger D-Zug-Wagen, der zum Lazarettwagen umgebaut ist. In der Mitte ein Gang, rechts und links an den Fenstern Doppelbetten. Ich liege in einem Oberbett am Fenster. Der Zug rollt aus der Stadt heraus über die Brücke, die den gewaltigen **Strom** überspannt. Es ist der einzige Moment, wo ich einen Blick auf die Stadt und den Strom werfen kann. Und dann rollt der gut gefederte Zug in das weite ukrainische Land hinaus. Tagelang und nächtelang rattert der Zug nun der Heimat entgegen. Pausenlos und eilfertig klopfen die Räder. Heimwärts! Draußen fliegt die sonnige Ukraine vorbei. Wie zum Abschied lachen ihre goldgelben Weizenfelder zu uns herein. Immer wieder schweift mein Blick über dieses unendlich weite Land, das unter der brennenden Julisonne flimmert.

Auch wir spüren die Hitze, aber der Luftzug des fahrenden Zuges fächelt uns angenehme Kühlung zu. Die Schwester, die unseren Wagen betreut, ist sehr freundlich, aber die Verpflegung ist mäßig. Die Schwester erklärt, dass das Essen dafür aber nahrhaft und kräftig gekocht sei, womit sie von den rauhbeinigen Landsern noch öfter gefoppt wird.

Wir halten in **Lemberg**. **DRK-Schwestern** kommen in den Wagen und verteilen Geschenktüten mit dem Aufdruck: „Der Führer grüßt seine Verwundeten“. In den Tüten sind Kekse, Bonbons und einige Zigaretten.

Neben dem Bahnkörper am Bahnhof steht ein großes Verwaltungsgebäude. An vielen Fenstern des mehrgeschossigen Gebäudes stehen Mädchen. Sie gucken alle in unseren Zug. Die Verwundeten gucken hinüber. Erst gehen Blicke hin und her, dann freundliches Lächeln, dann Winke und Grüße. Die Landser locken mit ihren Geschenktüten, aber sie winken dankend und lächelnd ab.

25.7.43. **Krakau.** Der Zug fährt langsam an die Pilsudski-Rampe, wo schon ganze Kolonnen von Sankras stehen, die uns erwarten. Wir werden auf die einzelnen Lazarette der Stadt verteilt und dann, je nach Art und Schwere der Verwundung, entweder hier ausgeheilt oder in ein Heimatlazarett weitergeleitet.

Ich liege im **Reservelazarett I**. Am nächsten Tag nehme ich schon meine erste selbständige Rasur vor. Da ich den rechten Arm in der Binde trage und nur eine Hand frei habe, dauert die Prozedur sehr lange, und der Erfolg war auch recht mäßig.

Anschließend versuche ich ein Telefongespräch mit Krynica zu bekommen, wo Sofia jetzt in einer Buchhandlung beschäftigt ist. Es gelingt auch nach längerem Bemühen, eine Verbindung herzustellen, aber als ich zu sprechen anfangen will, wird die Leitung unterbrochen.²⁵¹

Heute habe ich einen neuen Verband bekommen. Diese elenden Verbandswechsel! In einem stickigen Kellerraum des Lazarets geht diese Marter vor sich. Vor mir sind noch einige Kameraden dran. Wir sitzen wartend auf einer Bank, und die Schmerzenslaute, die die Verwundeten beim Ablösen der alten Verbände ausstoßen, machen uns ganz kleinlaut. Als dann mein Vordermann auch noch ohnmächtig wird, erfasst auch mich eine leichte Übelkeit. Dann bin ich dran. Der Sani wickelt den alten Verband ab und kommt nun an die Stelle, wo die Binde zu kleben anfängt. Ich will gerade noch ganz bescheiden zur Vorsicht mahnen, da hat er den Verband auch schon heruntergerissen, und mein angefangener Satz erstirbt in einem ziehenden Zischen zwischen den Zähnen. Der Gummischlauch ist natürlich auch mit herausgeglitten und klebt nun an dem blutigelben Verband. Aber nun ist alles überstanden. Mein Arm bekommt einen frischen, blütenweißen Verband und wird kunstgerecht wieder in ein Dreieckstuch gelegt. Ich kann wieder gehen. Bis zum nächsten Verbandswechsel!

In meinem Zimmer liegen noch zwei ältere Hauptleute. Der eine hat einen Hodenbluterguss und muss gerade wieder zur Punktion. Da möchte ich doch lieber meine Verwundung behalten als so eine Verletzung.

Morgen soll ich ins Reich verlegt werden. Dann war ich also drei Tage hier. Wieder liege ich im Lazarettzug. Wir sind schon auf Reichsgebiet. Der Zug passiert Dresden und fährt weiter nach Pirna. Auf allen Stationen werden schon Verwundete ausgeladen. Jetzt beginnt im Zug das große Rätselraten. Wo werden wir ausgeladen? Die Ärzte werden mit Fragen und Wünschen bestürmt. Der eine möchte hierhin, der andere dorthin.

Bad Schandau – Carola

29. (30.?) 7.43. Ich bin im **Reservelazarett Bad Schandau** gelandet. Ich werde in eine ehemalige Pension eingeliefert, die direkt an der Elbe liegt. Jetzt dient sie als Lazarett. Von unserem Balkon aus haben wir einen herrlichen Blick auf das steilwandige, romantische Elbtal und auf den Fluss. Es ist ein warmer Sommertag, und auf der Uferpromenade flanieren viele Frauen und Mädchen in bunten, luftigen Sommerkleidern. Ein Bild, das ich seit Jahren nicht mehr gesehen habe. Raddampfer schaukeln sich rauschend durch das Wasser, während kleine Motorboote den Fährverkehr zwischen den Ufern betreiben. Schräg unter uns befindet sich eine Anlegestelle, an der sich die Menschen sammeln und eine bunte Traube bilden. Wir aber sitzen hier oben und blicken sehnsüchtig auf dieses bunte Treiben herunter, denn wir dürfen noch nicht heraus.

Außer mir liegen noch zwei junge Leutnants auf dem Zimmer. Ein hübscher, blutjunger Österreicher und ein dunkler, lebhafter Artillerie-Leutnant, dessen stehende Redensart ist: „Ich komme soeben aus Orel.“²⁵² Er hatte einen Schuss vor die Brust bekommen, aber seine Erkennungsmarke hatte die Kugel abgefangen.

Dass wir das Haus noch nicht verlassen dürfen, ist angesichts des warmen Sommerwetters und der vielen kleidertragenden Menschen auf der Promenade wirklich hart. Zu allem Überfluss habe ich noch Ischias bekommen. Wenn ich aufrecht stehe, merke ich nichts, aber sobald ich mich abends in das weiche Bett lege, setzen die verdammten Schmerzen ein. Dann stehe ich mitten in der Nacht auf und humpelnd am Stock im Zimmer auf und ab, weil ich vor Schmerzen nicht schlafen kann. Jetzt bekomme ich zweimal täglich Bestrahlungen unter dem Lichtkasten. Nach einigen Tagen bin ich die Schmerzen los.

In der Verwaltung fiel mir heute eine Stenotypistin auf. Drall und rotwangig, mit hellblondem Haar und blitzblauen Augen, die mich auffallend freundlich ansahen.

²⁵¹ Möglicherweise hatte die Fernsprech-Vermittlung mitgehört und die Verbindung mit dem Hinweis „Privatgespräche sind nicht gestattet!“ getrennt. So einen Fall gab es jedenfalls, denn der Autor spielte eine derartig Szene mit Ehefrau (als Gesprächsteilnehmerin) und Sohn (als Vermittlung und zu dessen größtem Vergnügen) gerne nach.

²⁵² Am 12.7. hatte ein sowjetischer Vorstoß auf **Orel** zum Ende des Unternehmens **Zitadelle** geführt.

Heute hat der Österreicher Besuch bekommen. Seine Mutter und seine 15-jährige bildhübsche Schwester sind hier. Sehr gepflegt und kultiviert. Gute Wiener Gesellschaft.

(Wenn ich häufiger von bildhübschen Mädchen rede, dann waren sie wirklich bildhübsch. Von den vielen anderen weniger hübschen rede ich erst gar nicht.)

15.8.43. Vor einigen Tagen hatte ich mit dem Österreicher beschlossen, am Sonntag zum Gottesdienst zu gehen. Da er dann aber plötzlich keine Lust hatte, ging ich allein. Ich war etwas zu früh an der Kirche, und deshalb stellte ich mich vor der Kirche auf die Straße, um mir die Menschen anzusehen, die hier zur Kirche kamen. Da kommt eine junge Frau mit schnellen Schritten die Straße herauf. Sie hat eine Regenhaut übergeworfen und die Kapuze über den Kopf gezogen. Unter der spitzen Heinzelmännchen-Haube guckt ein hübsches, frisches Gesicht hervor. Sie klappert an mir vorbei, ohne mich zu beachten. Dann verschwindet sie in der Kirche. Da es jetzt sowieso Zeit ist, gehe ich gleich hinterher. Sie hat sich in einer Bank gleich auf den ersten Platz am Mittelgang gesetzt, und ich stelle mich ungerührt einfach daneben, obgleich noch viele Plätze frei waren. Sie singt fleißig mit, und während sie in ihrem Gebetbuch blättert, sehe ich, dass sie einen Witwenring trägt.

Nach der Messe gehe ich ihr nach. Sie läuft furchtbar schnell. Ich habe Mühe, ihr mit meinen Reitstiefeln zu folgen. An einem Aushangkasten hole ich sie ein. Da macht sie plötzlich eine kurze, schnelle Wendung zu dem Kasten hin, um die Anzeigen zu lesen. Auf diese plötzliche Wendung war ich nicht gefasst, konnte sie nicht mitmachen und schoss an ihr vorbei. Ich musste wohl oder übel weitergehen. Aber an der nächsten Ecke bleibe ich stehen und lasse sie dicht an mir vorbei gehen, um sie noch einmal genau anzusehen. Sie ist hübsch. Also hänge ich mich wieder an ihre Fersen und hole sie am Kurpark ein. Ich spreche sie an, aber in meiner Aufregung muss ich wohl sehr undeutlich gesprochen haben (oder war ich so außer Atem?), denn sie fragt, was ich gesagt hätte. Ich wiederhole, und in dem folgenden Gespräch erklärt sie mir, dass sie das gleich beginnende Konzert besuchen wolle. Ich schließe mich an, aber sie nimmt die Treppe zum Konzertsaal wieder in solchem Tempo und rauscht mit einem Elan in den Saal, dass ich den Eindruck habe, sie will mich abschütteln. Ich bin in Uniform und kann mir in der Öffentlichkeit keinen demütigenden Korb geben lassen. So bleibe ich zunächst am Eingang stehen und beobachte sie weiter. Sie hatte Platz genommen und sieht sich plötzlich suchend um. Also hat sie wohl doch erwartet, dass ich ihr folge. Ich will aber sicher gehen und mich in Uniform keiner Blamage aussetzen. Da mein Lazarett nur wenige Häuser entfernt ist, laufe ich schnell zurück, um mir Zivil anzuziehen. In fliegender Hast kehre ich zum Konzert zurück, aber sie ist nicht mehr dort.

Meine Genesung macht Fortschritte. Zwar trage ich den Arm noch in der Binde, habe aber keine Beschwerden mehr. Jetzt ist eigentlich die schönste Phase in der Lazarettzeit. Man hat keine Schmerzen und Beschwerden mehr, kann sich frei bewegen und ist doch noch der bemitleidete, überall bevorzugt behandelte Verwundete. Trotz der schlechten Verpflegung hier in der Heimat haben sich die Körperkräfte regeneriert, Ruhe und Schlaf haben die Nerven gestärkt. Der warme Sommer und anregende Bekanntschaften fördern die neu erwachte Lebenslust. Das Genesungstemperament macht sich bemerkbar. Ein lange vermisster Bekannter stellt sich ein: Der Flirt. Er taucht jetzt öfter auf. Er wechselt die Bekanntschaften oder pflegt sie gleichzeitig. Sie sind teils harmlos, teils sehr intensiv. Ich traf ihn einmal am Talhang mit einer DRK-Schwester und häufiger mit der Angestellten des Lazarettbüros, Käthe aus **Königstein**.

Heute mache ich mit Leutnant Menzinger einen Spaziergang nach **Rathen**, wo wir uns in einer kleinen Kaffeewirtschaft an der Elbe niederlassen. Wir sitzen kaum, als ich die junge Witwe aus der Kirche bemerke. Auch sie hat mich erkannt. Wir grüßen uns. Da steht sie auf, kommt an unseren Tisch heran und fragt mich mit ihrer lebhaften Stimme: „Sind Sie nicht der Herr, der mich am Sonntag auf der Straße angesprochen hat?“ Ich weiß nicht, wie viele Gäste an den Nebentischen die Frage mitgehört haben. Eigentlich war sie nicht zu überhören. Ich wollte am liebsten im Boden versinken, aber das klappte nicht. Ich wagte nicht, mich umzusehen. So lud ich sie schnell ein, an unserem Tisch Platz zu nehmen, was sie auch tat.²⁵³

Und dann nahm das Schicksal seinen Lauf. Wir trafen uns abends wieder auf einer Bank am Elbufer. Beim Abschied verabredeten wir ein Treffen für den nächsten Nachmittag, dort wieder für den Abend, und so ging das weiter. Einmal hatte ich eine Verabredung vergessen. Am nächsten Tag begegnete ich ihr auf einer Bank im Kurpark, wo sie neben anderen Kurgästen saß. Ich ging zu ihr hin, und sie

²⁵³ Was ihn zusätzlich ärgerte, war die Bezeichnung als „Herr“, wo er doch Offizier war.

begann sofort vor allen Leuten ein hochnotpeinliches Verhör wegen meines gestrigen Fernbleibens. Dabei sah sie mich mit ihren großen, offenen Augen strafend an. Sie hat schöne Augen, aber dieser Blick war mir sehr peinlich.

Eines Nachmittags gingen wir in ein Eiscafé. Auch Speiseeis war rationiert, aber Soldaten bekamen die doppelte Anzahl von Portionen. Meine Begleiterin nutze das schamlos aus. Sie aß vier Portionen. Es wurde mir schon peinlich, immer wieder zur Theke zu laufen. Als sie dann aber noch eine fünfte Portion haben wollte, da streikte ich.

Einmal waren wir zum Abendessen in einem Hotel. Da saß so ein besserer älterer Herr mit angegrauten Schläfen und machte meiner Dame schöne Augen. Ich war drauf und dran, ihn auf die Hörner zu nehmen, aber da meine Partnerin behauptete, sie könne diesen selbstgefälligen Stutzer überhaupt nicht leiden (o. ä.), war ich einigermaßen besänftigt. Der Kerl sah nämlich gut aus. Sie will mich immer mitschleifen, wenn sie ihre Wanderungen macht. Sie läuft gern und viel und schnell, aber ich will nicht immer die Berge raufklettern. Ihr sprühendes Temperament und ihre Vitalität sind geradezu entsetzenerregend.

Ich glaube, wir lieben uns wirklich. Trotzdem gab es schon ernsthaften Krach. Es war am Tag vor ihrer Abreise, und ich hatte mir vorgenommen, sie nicht zum Schiff zu bringen. Aber das Schicksal wollte es anders, denn am nächsten Morgen blickte ich just in dem Augenblick aus dem Fenster, als Carola mit Janna unten vorbei ging. Da brach mein Trotz zusammen. Ich zog eilig meinen Rock an und lief – noch unrasiert – zur Anlegebrücke, um mich doch noch zu verabschieden.

Während meiner Liegezeit habe ich übrigens das Haus einmal gewechselt. Erst wohnte ich direkt an der Elbpromenade und dann am Kurplatz.

Im Behandlungsraum des Lazaretts ist eine sehr aparte junge Frau als Hilfskraft tätig. Man munkelt, dass sie ein Techtelmechtel mit einem jungen Artillerie-Offizier hat. Ich habe mich darüber mal missbilligend geäußert, und das war ihr zu Ohren gekommen. Eines Tages legte sie mir einen neuen Verband an. Sie war außerordentlich geschickt und hatte eine sehr leichte Hand. Ich machte ihr deswegen ganz ehrlich ein Kompliment, aber sie strafte mich mit einem kalten Schweigen. Übrigens soll man nicht mit Steinen werfen, wenn man im Glashaus sitzt.

Acht Tage später werde ich entlassen und auf einen **Lehrgang für genesende Offiziere** nach **Spandau** geschickt. Auf diesen Lehrgängen werden Offiziere zusammengezogen, die zwar aus dem Lazarett entlassen, aber noch nicht ganz ausgeheilt sind. Die Heilbehandlung wird hier fortgesetzt, beschränkt sich aber im Wesentlichen auf Bestrahlungen und Massagen. Daneben aber läuft der Kursus mit festem Stundenplan, in dem alle Gebiete des militärischen Wissens praktisch und theoretisch aufgefrischt werden. Es ist obligatorischer Dienstbetrieb. Dienstschluss fünf Uhr nachmittags. Die Berliner dürfen zuhause wohnen und schlafen. Für mich aber ist die Fahrt von Spandau bis nach Friedrichshagen zu weit und zeitraubend, so dass ich immer nur mittwochs und übers Wochenende im Elternhaus bin.

Zwischendurch erwirke ich mir einmal Urlaub nach **Stettin**, wo ich mich mit Carola treffe. Vor der Abfahrt lerne ich auf dem **Stettiner Bahnhof** Fräulein X kennen, die denselben Zug benutzen will. Sie ist eine große, gertenschlanke, hellblonde, blauäugige Gutsbesitzertochter aus dem **Kolberger** Raum. Der Zug war sehr voll, und das gab uns einen hinreichenden Vorwand, dicht beieinander zu stehen. Das stattliche Mädchen war von einem mühsam verhaltenen Entgegenkommen. Sie hat sich einige Monate später, wie sie mir schrieb, mit einem Hauptmann verlobt.

In Stettin steht Carola auf dem Bahnsteig. Sie blickt mit hellem, aufmerksamen Augen um sich, bemerkt mich aber erst, als ich vor ihr stehe. Sie sieht verdammt attraktiv aus in ihrem gutsitzenden grünen Kostüm und dem kecken Hütchen.

Noch einmal habe ich mir Urlaub nach **Cammin** genommen. Es ist eine entscheidende Reise, denn wir wollen uns vielleicht verloben. Ich komme ohne festen Entschluss und weiß bei meiner Ankunft noch nicht, wie es ausgehen wird. Ich schlafe im Kurhotel. Der nächste Tag ist ein Sonntag. Wir gehen zum Gottesdienst und kommunizieren auf Carolas Vorschlag, um Gottes Gnade und Erleuchtung für unseren lebenswichtigen Entschluss zu erbitten. Nachmittags gehen wir dann spazieren. Es ist ein trüber, regnerischer Tag. Nach vielen Kreuz- und Quergängen durch die Stadt stehen wir dann auf der Landungsbrücke am **Bodden** und ringen um die Entscheidung. Carola drängt zur Verlobung, ich aber bin mit meinen Gefühlen noch im Zwiespalt. Ist es nicht unklug, mitten im Krieg zu heiraten? Oder wollte ich nur meine Freiheit noch nicht verlieren? Oder stand noch eine andere Person dazwischen,

von der die Trennung schwerfiel? Oder bin ich einfach nur schwer von Entschluss? Am Ende habe ich dann doch eingewilligt, ohne es eigentlich deutlich auszusprechen. Am Spätnachmittag muss ich wieder nach Berlin zurück. Carola bringt mich zum Bahnhof. Wir stehen am Zug. Und während ich beim Einsteigen mit den Füßen schon auf dem Trittbrett stehe, vergewissert sich Carola noch einmal: „Sind wir nun verlobt?“ Als ich ihr dann ein „Ja“ zulächele, leuchtet Freude in ihrem Gesicht auf.

Der Lehrgang findet in einer Spandauer Kaserne statt. Als ich das erste Mal auf das Kasernentor zugehe, eilt der Posten schnellen Schrittes zu seinem Platz neben dem Schilderhaus und macht einen zackigen Präsentiergriff vor mir. Das ist bei Offizieren üblich, ich aber erlebte es zum ersten Mal. Nun ist es ein alter Brauch, dass Offiziere, die erstmals mit einem Präsentiergriff begrüßt werden, den Posten ein Geldstück zustecken. Das tat ich nun auch, und als ich das verständnislose Erstaunen des Postens sah, musste ich ihm diese ihm unbekannte Sitte erklären.

Der Lehrgangsleiter in Spandau ist ein beinamputierter Oberst. Auf der Unterrichtsbank neben mir sitzt ein Leutnant von Schlieffen, ein Enkel des großen Strategen.²⁵⁴

Der Lehrgang ist beendet. Heute ist die spannungsvolle Abschlussuntersuchung, bei der sich entscheidet, ob der Oberfeldarzt noch vierzehn Tage Genesungsurlaub genehmigt, oder ob er die Offiziere gleich „kv“²⁵⁵ schreibt und zum Ersatzbataillon zurückschickt. Mir gewährt er noch vierzehn Tage Genesungsurlaub, den ich in Friedrichshagen bei den Eltern verbringe.

In dieser Zeit kommt Carola öfter nach Berlin. Wir treffen uns an verschiedenen Orten, machen Spaziergänge, fahren nach **Potsdam** und besuchen **Sanssouci**. Im Verlauf unserer Treffen kommt es fast regelmäßig zu heftigen Auseinandersetzungen. Ich habe mich nie so viel gestritten wie in meiner Verlobungszeit mit meiner Verlobten. Carola vergießt viele Tränen, und ich bin manchmal so wütend, dass ich noch am folgenden Tag verärgert zum nächsten Treffen fahre. Aber wir haben uns immer wieder verabredet. Wir waren ja beide nicht mehr ganz jung und hatten ganz bestimmte Überzeugungen und klare, festgeformte Grundsätze. Die Anpassung an den Partner und das Abschleifen von Gegensätzen sind dann oft schmerzliche Reibungen. Carola ist lebhaft, rasch, von schnellem Entschluss und noch schnellerem Wort, das mir manchmal verletzend erscheint. Sie hat rheinisches Temperament, ist sehr energisch und eigenwillig. Ich bin langsamer, bedächtiger, manchmal auch dickköpfig. Hinzu kommt, dass wir uns noch gar nicht richtig kennen. In Schandau hatten wir uns zehn Tage gesehen. Hier in Berlin und Cammin waren es auch nicht mehr. Als ich am Abend unseres Verlobungstages aus Cammin zurückkam und meinen Eltern eröffnete, dass ich mich verlobt hätte, schwiegen sie ganz betreten ob dieser völlig unerwarteten Überraschung. Als mein Vater dann nach einer langen Pause fragte, welchen Beruf ihr Vater hätte und wie ihre finanzielle Lage sei, musste ich ihm die Antwort schuldig bleiben, denn ich wusste über Carolas Verhältnisse tatsächlich absolut nichts, außer dass mehrere Kinder da waren.²⁵⁶ Vielleicht war auch dies ein Umstand, der zu all dem anderen mich zögern ließ, den entscheidenden Schritt zur Heirat – wenigstens zu diesem Zeitpunkt – zu wagen. Aber Carola drängte auf schnellen Entschluss und ließ nicht locker. Ich wich immer aus und suchte Ausflüchte. Sie nannte mich wankelmütig und war sehr unglücklich. Trotz allem begannen schon die Hochzeitsvorbereitungen. Carola ließ sich ein Kostüm anfertigen und ich die Ausgeh-Uniform, zu deren Anprobe Carola einmal mitgekommen war.

Der Genesungsurlaub ist abgelaufen, aber ich bekomme noch vierzehn Tage Einsatzurlaub. In dieser Zeit fahre ich drei Tage nach **Oybin**, wo auch meine Eltern und Großeltern einmal waren. Hier treffe ich auf Lotte. Aber da ich nun verlobt bin, wird diese Begegnung für sie zu einer schmerzlichen Enttäuschung.

Nun sind auch die letzten Urlaubstage vorüber. Es ist soweit. Ich packe meinen Rucksack und fahre zum Bahnhof Charlottenburg, von wo mein Zug nach Meseritz abgeht. Ruth gibt mir das Abschiedsgeleit. Wir sitzen auf einer Bank des Bahnsteigs und sprechen davon, dass wir uns einmal heiraten wollten. Ruth hatte sich inzwischen verlobt. Jetzt erklärt sie mir, dass sie die Verlobung gelöst habe und mich nun doch heiraten wolle. Ich bin leicht verdutzt. Jahrelang haben wir uns gekannt, und in dieser Zeit habe ich ihr mehrmals die Heirat angeboten. Sie wollte nicht, weil ich katholisch war.

²⁵⁴ *Alfred von Schlieffen hatte keine Enkel namens Schlieffen; Neffe Eberhard war zu dem Zeitpunkt 58 Jahre alt, Großneffe Ernst-Albrecht bereits 1942 verstorben, andere nicht gefunden*

²⁵⁵ *kriegsverwendungsfähig*

²⁵⁶ *Carola stammte aus dem gehobenen Bürgertum (ihr Vater Josef Rommeler war Direktor bei der AEG bzw. beim Kabelkartell gewesen), war Gewerbelehrerin und hatte aus ihrer ersten Ehe mit dem Gutsbesitzer Dr. Georg Selle 4 Stieftöchter und 2 Söhne.*

Nun ist es zu spät. Ich setze ihr in aller Ruhe auseinander, dass ich mich vor drei Wochen verlobt hätte und das einmal gegebene Wort nicht zurücknehmen wolle. Sie fügt sich erstaunlich gelassen in das Unvermeidliche. Dann ist es Zeit zum Einsteigen. Der Zug fährt ab.

Ich bin beim Ersatztruppenteil²⁵⁷ **Meseritz**. Am ersten Tag gehe ich zur vorgeschriebenen ärztlichen Untersuchung. Wie ich in das Wartezimmer trete, sehe ich Feldwebel Gartschock auf der Bank sitzen. Er guckt mich erst etwas unsicher an, denn wir haben uns seit der Besatzungszeit in Jasło nicht mehr gesehen, und ich bin inzwischen Leutnant geworden, so dass er nicht recht weiß, wie er mich begrüßen soll. Ich nehme diesem sympathischen Kameraden schnell die Verlegenheit und begrüße ihn herzlich wie zu unserer gemeinsamen Feldwebel-Zeit. Ich erfahre von ihm, dass auch Obergefreiter Neuhaus, Bierfahrer aus Berlin, sich hier befindet. Der arme Kerl hat ein Auge verloren. Nach der Untersuchung begeben wir uns sofort in dessen Stube, um auch ihn zu begrüßen. Von ihm höre ich, dass sich fast die halbe Kompanie, der alte Haufen von damals im ersten Vormarsch-Sommer, hier eingefunden hat. Sie waren alle im Verlauf der russischen Offensive verwundet worden, und treffen nun allmählich hier wieder ein, nachdem ihr Genesungsurlaub abgelaufen ist. Einer aus Neuhaus' Gruppe kommt nicht wieder: Sein Ladeschütze, ein schmalwangiger, blasser, echter Berliner. Bei einer Abwehr eines russischen Angriffs schossen auch die Granatwerfer. Der Kamerad wollte zu schnell feuern. Er lud schon die nächste Granate, bevor die erste das Rohr verlassen hatte. Es gab einen Rohrkrepiierer, bei dem er getötet wurde. Auch Feldwebel Brüggemann war gefallen. Er sollte kurz vor einem erwarteten russischen Angriff in Urlaub fahren. Er blieb aber, weil er diesen Angriff erst noch gemeinsam mit den Kameraden abwehren wollte. Bei diesem Kampf ist er dann gefallen. Der Bataillonskommandeur, Major Glaser, ist ebenfalls bei diesen Kämpfen während der russischen Donez-Offensive gefallen. Als sich ein russischer Panzer seinem Bunker näherte, sprang er hinaus und lief dem Tank mit einer Handgranate entgegen. Aber bevor er ihn erreichte, wurde er von dessen MG niedergestreckt.

Ich kann meinem Schicksal nur danken, dass ich damals schon am zweiten Tag der Offensive verwundet wurde und auf diese Weise den folgenden furchtbaren Kämpfen entgangen bin.

Ich wollte Carola für ein paar Tage nach Meseritz kommen lassen und habe am Bahnhof schon ein Hotelzimmer reserviert. Carola möchte gern, dass wir noch vor meiner Frontabstellung heiraten. Aber bevor sie hier eintrifft, ist mein Abstellungsbefehl schon da.

Zurück zur Front

Am Montag bin ich hier angekommen, und heute, Samstag habe ich meinen Marschbefehl schon in Händen. Sie arbeiten hier schnell, um die Frontsoldaten bald wieder loszuwerden. Die Garnison in Meseritz gefällt mir überhaupt nicht. Der Etappengeist ist hier besonders unerfreulich. Dazu kommt noch das missglückte Wiedersehen mit Carola und diese ganze elende Weltschmerzstimmung, die den Soldaten doch zuweilen packt, wenn er nach langer Urlaubszeit wieder an die Front muss. Denn je länger der Urlaub dauert, umso mehr hat man sich wieder an all die friedensmäßigen Annehmlichkeiten gewöhnt, und umso schmerzlicher wird dann der Abschied.

Und in dieser Niedergeschlagenheit platzt zu allem Unglück noch die letzte Post mit einem Brief von Käthe Mühle aus Königstein.

Am letzten Tag gehe ich noch zum Friseur. Während ich da so zwischen all den Wohlgerüchen und dem weißgekleideten Personal sitze und meine Lage überdenke, kommt mir der ganze Katzenjammer meiner Situation zum Bewusstsein.

Außer mir wird noch ein Leutnant abgestellt. Nachts um ein Uhr stehen wir beide auf der Straße und warten auf das **Holzgas**auto, das uns nach Deutsch Krone bringen soll. Wir warten lange, bis es endlich kommt. In zweistündiger Fahrt erreichen wir dann den Bahnhof und steigen in den bereitstehenden Zug. Er ist unbeleuchtet und ungeheizt. Wir versuchen noch etwas zu schlafen, bis der Zug dann gegen Morgen abfährt.²⁵⁸

²⁵⁷ vermutlich **Grenadier-Ersatz-Bataillon 477**

²⁵⁸ Ist Deutsch Krone eine Verwechslung? Von Meseritz aus ist Deutsch Krone mit ca. 150 km ebenso weit entfernt wie Cottbus; eine Fahrt über Deutsch Krone wäre ein unerklärlicher Umweg.

Wir sind in Cottbus eingetroffen und begeben uns in die SS-Kaserne²⁵⁹, in der ein Offizierstransport an die Ostfront zusammengestellt wird. Unser Aufenthalt dauert nur vierundzwanzig Stunden. Ich besuche eine Kirche zu einem kurzen Gebet und setze mich dann in ein Café. In der Bahnhofshalle treffe ich Unteroffizier X, einen rothaarigen Sachsen, der in Jaslo einmal mein Putzer war. Jetzt ist er Truppführer in einem Granatwerferzug. Ich habe ihn damals bei verschiedenen Gelegenheiten furchtbar angeschnauzt und glaube, dass er mir nicht besonders zugetan ist. Aber er ist sehr freundlich und scheint es ehrlich zu meinen.

In Krakau werden wir noch einmal eingeladen. Hier sollen noch weitere Offiziersgruppen aus anderen Teilen des Reiches zu uns stoßen. Man rechnet mit einem Aufenthalt von mehreren Tagen, bis der Transport vollzählig beisammen ist. Wir sind für diese Zeit in einer Wehrmachtsunterkunft einquartiert. Ich überlege, ob ich schnell mal nach Krynica fahren soll, wo Sofia in einer Bücherei arbeitet. Das ist mir aber doch zu riskant. So suche ich denn die Dienststelle der Reichsgetreidekammer auf, bei der Hilde Voß beschäftigt ist. Wir haben uns jahrelang nicht gesehen, und so wird mein Erscheinen hier in Krakau völlig überraschend kommen. Sie lädt mich zum Abend in ihre Wohnung ein, die sie mit noch zwei deutschen Mädchen gemeinsam bewohnt. Ich bekomme ein reichhaltiges Abendessen mit Kartoffelpuffern. Dann plaudern wir von jetzigen und vergangenen Zeiten, bis es für mich Zeit ist, meine Unterkunft aufzusuchen. Eine zweite Verabredung hat sie aus unbekannten Gründen nicht eingehalten.

Im Verlauf der letzten vier Tage sind etwa 200 Offiziere hier eingetroffen. Wir sind vollzählig. Der Transport wird je nach Bestimmungsort in Gruppen eingeteilt. Abends um zehn Uhr rollt der Zug aus dem Bahnhof Krakau nach Osten.

6. Teil Dritter Einsatz in Russland

Hinein in den Sack – harte Rückzugskämpfe vom Dnjepr bis Kriwoi Rog – zweite und dritte Verwundung.

Kurz hinter der alten polnisch-russischen Grenze werden wir schon wieder eingeladen. Wir sind in **Proskurow**, dem Standort der Führerreserve der Heeresgruppe Süd. Von hier aus sollen wir zu unseren alten Truppenteilen geschickt oder je nach Bedarf anderen Einheiten zugeteilt werden.

Die sowjetische Offensive hat gewaltig an Boden gewonnen. Die Front rückt näher. Lange Flüchtlingstrecks russischer Zivilisten ziehen durch Proskurow nach Westen. Sie führen ihre armselige Habe auf kleinen Panjewagen mit, die bei der Winterkälte auf knarrenden Rädern über die schneebedeckten Straßen rollen. Die Russen fliehen vor ihrer eigenen Armee!²⁶⁰

Wir sind in einer Kaserne untergebracht und warten auf unseren Weitertransport. Ich begucke mir inzwischen die Stadt oder sitze lesend auf der Stube und gehe zwischendurch zum gemeinsamen Essen. An einem Abend habe ich den Standortpfarrer aufgesucht und die heiligen Sakramente empfangen.

Nach acht Tagen erhalten wir unseren Marschbefehl. Eine kleine Gruppe von Offizieren (darunter auch ich) wird zu unserer alten 257. Infanterie-Division in Marsch gesetzt.

Inzwischen hatten wir uns über die Lage informiert. Das gesamte Gebiet ostwärts des Dnjepr ist bereits verloren gegangen. Darüber hinaus hat die Rote Armee im Mittelabschnitt gewaltige Geländegewinne erzielt und ist weit nach Westen vorgestoßen. In der Ukraine jedoch haben sich unsere Truppen am Dnjepr gehalten, so dass unsere Front hier in einem gewaltigen Bogen wie ein Schlauch nach Osten hineinragt. Die äußersten ostwärtigen Stellungen dieses Schlauches halten sich

²⁵⁹ In Cottbus gab es vier Kasernen. Es gibt Hinweise auf zwei SS-Bataillone, aber eine SS-Kaserne lässt sich nicht identifizieren. Vielleicht ist die SA-Kaserne Ostrower Damm Ecke Wasserstraße gemeint, die nicht weit vom Bahnhof entfernt war.

²⁶⁰ Es sind Sowjetbürger, aber keine Russen, sondern Ukrainer.

noch im östlichsten Bogen des Dnjeprknies gegenüber Saporoshje, während der Iwan mit haushoch überlegenen Kräften versucht, in unserem Rücken den Sack von Norden und Süden zuzuschnüren.

Trotz hoher blutiger Verluste bringt der Iwan immer neue Kräfte und neues Material heran. Seine Reserven scheinen unerschöpflich, während unsere abgekämpften und übermüdeten Soldaten kaum noch Ersatz bekommen. Eine Frontbegradigung würde sie entlasten, aber Hitler lehnt jede Änderung ab. An der Südfront dieses Sackes ist **Nikopol** das letzte Bollwerk unserer Front, das von den Sowjets in wütenden Angriffen berannt wird. In diesem Raum liegt auch unsere Division.

In diesen äußersten Zipfel des Schlauches sollen wir also hinein wie die Katze in den Sack. Unsere Reise geht erst in mehrtägiger Bahnfahrt nach **Odessa**, wo wir aussteigen und übernachten. Unser Quartier liegt in einer großstädtischen Straße mit dreistöckigen Häusern. Ich kann von meinem Zimmer in die Wohnung auf der gegenüberliegenden Straßenseite gucken. Sie ist – wie viele russische Stadtwohnungen – spärlich, etwas hausbacken, aber sauber möbliert. Am Fenster steht der obligate Gummibaum. Wir besuchen ein Café, schlendern durch die Straßen und genießen den prächtigen Blick von der Großen Hafenterrasse²⁶¹ auf die Bucht von Odessa. Odessa ist Großstadt, deren schöne öffentliche Bauten und solide Wohnhäuser noch einen leisen Hauch des alten, wohlhabenden Bürgertums dieser großen Handelsstadt aus der Zarenzeit bewahrt haben.

Von Odessa setzen wir die Fahrt in Autobussen fort, immer an der Küste des Schwarzen Meeres entlang. In großen Windungen führt die Straße nach Osten, nähert sich von Zeit zu Zeit der Küste und führt dann wieder tief ins Land hinein, wenn sie die Schlauchmündungen der Flüsse und die großen Buchten der **Limanküste** umgehen muss. Wir fahren über weite Felder und kahle Flächen der südukrainischen Steppe, tauchen in die oft steilwandigen Täler der tiefeingeschnittenen Flüsse, klettern auf der anderen Seite den Hang wieder hinauf, um oben die endlose, wellige Hochfläche weiter zu durchheilen, bis uns das nächste Flusstal wieder verschluckt. Wir setzen in einer Fähre über den **Bug** und machen bei einem kleinen Bahnhof in der Nähe eine kurze Rast. Nun wenden wir uns landeinwärts und nehmen Kurs auf die Hafenstadt **Nikolajew**, die aus dem Dunst der Ferne auftaucht. Unten am Ufer der großen Bucht erheben sich die Werftanlagen und das würfelförmige Eisengestänge der Docks.

In **NN** stoßen wir schließlich auf Teile unseres Divisionsstabes. Hier übernachten wir und fahren am nächsten Morgen durch grundlosen Schlamm und Schneematsch weiter zum Quartierort des **Divisionskommandeurs, General Freiherr von Mauchenheim genannt Bechtolsheim**. Es ist schon dunkel, als wir in dem Dorf ankommen. Eine Ordonnanz führt uns in die Kate, die der General bewohnt. Nach kurzer Zeit erscheint er selbst und heißt uns herzlich willkommen. (Wir sind nur noch die zwei, die in Meseritz zusammen abgefahren sind: Der dunkelhaarige Pionier-Leutnant mit dicker Hornbrille, und ich). Da gerade Tischzeit ist, lädt uns der General zum Abendessen ein, an dem auch der **Ic**²⁶² teilnimmt. Nach dem Essen sitzen wir noch längere Zeit bei besinnlichem Gespräch zusammen. Der General ist eine schlanke, große Erscheinung mit gutgeschnittenem Gesicht. Er spricht wenig, mit sparsamen Bewegungen und macht einen außerordentlich gewinnenden Eindruck. Nach einiger Zeit ziehen wir uns zurück und suchen unsere Quartiere auf.

Am nächsten Morgen suche ich Feldwebel **NN** auf, mit dem ich die Rekrutenzeit in Zerbst vor dem Krieg verbracht habe, und den ich zuletzt in Slawjansk gesehen habe. Er ist – wie schon in Slawjansk – erster Schreiber im Divisionsstab. Von ihm erfahre ich, dass ich als Kompanieführer für die 12./477 vorgesehen bin. Meine alte MG-Kompanie!²⁶³

Nachmittags erscheint ein Pkw des Regiments Haarhaus²⁶⁴, um uns beide abzuholen. Der Regimentsstab liegt in einem einsamen Haus am Rand einer kleinen Mulde. Bei meiner Ankunft stoße ich auf Leutnant **NN**, einen tüchtigen Soldaten, der während unseres Vormarsches auf den Don noch MG-Schütze in meinem Zug war. Er erinnert mich lachend an die Strafwache, die ich ihm damals in Dimitrijewka wegen nachlässiger Wachpflicht aufgebrummt habe. Zur Zeit ist er Führer des Pionier-Zuges.

4.12.43. nachmittags. Der Leutnant mit der Hornbrille bleibt beim Regiment. Ich fahre mit einem Verpflegungsfahrzeug zu meinem Bataillon nach **Michailowka**. Bei meiner Ankunft ist es schon

²⁶¹ Was könnte gemeint sein? Die **Potemkinschen Treppe**?

²⁶² gesprochen **Eins-C**, für Feindnachrichten zuständiger Generalstabsoffizier (heutige Bezeichnung: **G2**)

²⁶³ Unklärlich, da er zuvor offenbar nur in der 8. und der 4. Kompanie war.

²⁶⁴ Grenadier-Regiment 477

wieder dunkel. Ich suche den Bataillonsgefechtsstand und melde mich dort. Der Kommandeur ist *Hauptmann*²⁶⁵ Gust. Ich habe ihn zuletzt in Siderowo gesehen. Damals war er Oberleutnant und Kompanie-Chef, während ich ihm als Feldwebel mit einem MG-Zug unterstellt war. Er hat mir das Infanteriesturmabzeichen damals überreicht.

Gust ist gerade unterwegs, und so unterhalte ich mich mit seinem Stellvertreter. Dieser teilt mir mit, dass ich die 12. (MG-) Kompanie übernehmen soll, was ich ja schon wusste. Dann kommt Major Gust, und seine Begrüßung ist typisch: Kurz, aber herzlich. Anschließend beziehe ich mein Quartier. Das Haus liegt neben dem Bataillonsgefechtsstand, denn als Führer der schweren Waffen muss ich in der Nähe des Bataillons sein.

Zu meinem Erstaunen stellt sich heraus, dass ich Max Müller ablöse, der die Kompanie bisher geführt hat. Er soll auf einen Lehrgang und fährt in die Heimat. Gleich am nächsten Morgen suche ich ihn auf. Er übergibt mir die Kompanie zu treuen Händen. Es sind zur Zeit nur noch 60 Mann. Als ich leichthin bemerke, dass meine Granatwerferzüge früher fast ebenso stark waren, weist er auf den umfangreichen Tross der Kompanie hin. „Nimm es nicht zu leicht!“, mahnt er mich beim Abschied.

Rückzugskämpfe vom Dnjepr bis Kriwoi Rog

Mein neues Quartier scheint recht nahrhaft zu sein. Mein Melder hat mir heute Bratkartoffeln mit Speck gemacht. Vielleicht will er sich auch nur einen guten Einstand bei mir verschaffen.

In den letzten Tagen war ich ständig unterwegs, um meine Männer kennenzulernen und mir einen Überblick über den Stellungsverlauf zu verschaffen. Es liegen hier zwei Dörfer dicht beieinander. Das größere, in dem wir liegen, ist Michailowka. Das kleinere²⁶⁶ schließt sich im Nordosten als Reihendorf an. Die Front verläuft am Nord- und Nordostrand beider Dörfer entlang und verliert sich dann, schräg nach rückwärts in westlicher Richtung vom Dorf weglaufend, in der endlosen, verschneiten Ebene. Auch auf der Ostseite biegt die Front allmählich schräg nach hinten ab. Die beiden von uns gehaltenen Dörfer liegen also in der äußersten Spitze eines Keiles, der in die russische Front hineinragt. Hier ist Hauptmann Gust gerade am rechten Platz. Er ist ein eiserner Soldat, der so leicht keinen Boden preisgibt. Wegen ihrer gefährdeten Lage bilden die beiden Dörfer den Schwerpunkt unserer Bataillonsfront. Deshalb ist hier auch die Masse meiner schweren Waffen konzentriert. Die Stellungen meiner sMGs liegen am nordöstlichen Dorfrand, und die dortigen Häuser sind gleichzeitig die Quartiere für die Bedienungen.

Als ich die dortigen Stellungen besuche, lerne ich den Führer der hier eingesetzten Schützenkompanie kennen. Es ist Leutnant von Arnim. Während wir uns noch unterhalten, krachen plötzlich Granatwerferexplosionen um das Haus. Ein Feuerüberfall. Klirrend und splitternd zerspringen Fensterscheiben, und der Qualm der krepiernten Granaten zieht in dünnen Schwaden durch das zertrümmerte Fenster. Ein Landser schreit auf. Er quiekt wie ein Schwein. Wir wenden uns zu ihm. Er hat eine harmlose Kratzwunde am Ohr. Sein Gesicht ist noch blass. Der Schreck war größer als der Schmerz. Nach dem Überfall verabschiede ich mich von Leutnant Arnim mit dem Bemerkten, dass es mir bei ihm zu ungemütlich ist. Beim Weggehen bemerke ich, dass das Gelände hier ziemlich gut ein zusehen ist. Möglicherweise hat der Iwan mich kommen sehen und ein paar Lagen herübergepfeffert. So versuche ich also, möglichst ungesehen hier wegzukommen, durchquere eine kleine Mulde und erreiche **Frunse**, wo sich noch eines meiner schweren MGs in Stellung befindet. Die Feuerstellung liegt in einem Pferdestall. Die Bedienung besteht zum Teil aus Fahrern, weil wir nicht mehr genug Leute haben. Aber sie tun treu ihren ungewohnten Dienst und sind überraschenderweise fröhlich und guter Dinge.

Heute habe ich meine Granatwerferstellungen besichtigt. Die Granatwerfertrupps haben es besser als die MG-Bendienungen. Ihre Stellungen liegen mitten im Dorf, und sie können sich auch tagsüber, vom Feind ungesehen, ungehindert bewegen. Sie sind von direktem Beschuss weniger gefährdet. Bei Alarm springen sie aus den Häusern in die runden Löcher der Feuerstellungen, die in den Gärten hinter den Häusern ausgehoben sind.

²⁶⁵ im Original irrtümlich „Major“, gem. Benary S. 151 am 14.01.1944 noch Hauptmann

²⁶⁶ das weiter unten erwähnte Frunse

Der einzige Kompanieangehörige, der mir gar nicht gefällt, ist der Führer des Granatwerferzuges. Schon in den ersten Minuten unseres Zusammenseins erkenn ich, dass ich es mit einem unzuverlässigen und unerträglich eigensinnigen Mann zu tun habe. Bald höre ich auch von seinen Kameraden, dass er sich den Posten des Granatwerferzugführers, der zur Zeit der angenehmste ist, durch rücksichtslose Intrigen ergattert hat. Bei einem Disput über einige von ihm ausgesuchte Feuerstellungen zeigt sich deutlich, dass er dabei mehr die Rückzugsmöglichkeiten als den wirksamsten Feuereinsatz im Auge hatte.

Heute schießt der Iwan stärker als sonst ins Dorf. Da kommt auch schon die Meldung, dass die Bolschewisten die freien Feldstellungen in der westlichen Flanke unseres Dorfes angreifen. Ihre Absicht ist unverkennbar: Sie wollen die Spitze unseres Frontkeiles – unsere beiden Dörfer – abschnüren. Das Unternehmen bekommt ihnen aber schlecht. Ein Gegenstoß unter Führung eines jungen Leutnants wirft sie mit Elan zurück.

Der Melder des 4. Zuges (Granatwerfer) kommt zu mir. Sie suchen schon seit Stunden ihren Zugführer. Ich gehe selbst los und suche Haus um Haus ab. Schließlich finde ich ihn in einem Quartier des IG-Zuges, wo er ganz gemütlich zwischen den IG-Männern sitzt. Seine B-Stelle hatte er verlassen, weil sie zu stark beschossen wurde. Es war ein alleinstehendes Haus, das er sich seinerzeit selbst als Zuggefechtsstand ausgesucht hatte. Meine Geduld ist nun am Ende, aber zur Zeit habe ich keine Disziplinierungsmöglichkeit. Ich habe manchen Feigling im Krieg gesehen, aber dieser Feldweibel ist der schamloseste Drückeberger, den ich kennengelernt habe. Besonders verabscheuungswürdig noch deshalb, weil er mit lässiger Dreistigkeit nicht einmal versuchte, es zu verbergen. Charakterlos und als Unterführer untauglich. Die einzige Konsequenz wäre die Degradierung. Aber bei unserem bedrohlichen Kräftemangel undurchführbar.

Ich meine damit nicht, dass jeder, der einmal kneift, gleich degradiert werden soll. Gerade wir Frontkämpfer wissen, wie viel Tapferkeit zum Durchhalten im Kampf gehört, und dass man jedesmal von neuem den „inneren Schweinehund“ überwinden muss, d. h. den Selbsterhaltungstrieb, die Angst und den Wunsch, sich in Sicherheit zu bringen und die anderen allein weitermachen zu lassen. Auch der Tapferste hat mal eine schwache Stunde und bekommt Angst, ganz ordinäre Angst. Er verliert die Nerven und gerät in Panik. Wegen eines einmaligen Versagens soll man niemand verurteilen.

Umso mehr gilt unsere Hochachtung jenen braven und anständigen Soldaten, die ihr eigenes Leben nicht für kostbarer halten als das der Kameraden, und die ihr Leben wagen, um das des anderen zu schützen. „Niemand hat größere Liebe, denn der, der sein Leben hingibt für seine Freunde.“ Das sind Worte des HERRN. Wahrlich, es gibt höhere Werte als unser bisschen Leben.

Die allgemeine Frontlage muss ungünstig sein, denn wir erhalten Befehl, die beiden Dörfer **Michailowka** und **Frunse** aufzugeben und auf eine rückwärtige Stellungslinie auszuweichen. Damit wird der Frontkeil zurückgenommen und wir erreichen eine Frontbegradigung und -verkürzung. Ich fahre im Pkw zurück, lasse mir die neuen Stellungen zeigen und erwarte dann das Bataillon, um es in den neuen Abschnitt einzuweisen. Es ist schon dunkel. Ich stehe auf der weiten, kahlen Anhöhe und warte. Da kommt ein VW querfeldein angerumpelt und hält vor mir an. Der Bataillons-Adju springt heraus. „Da sind Sie ja! Ich suche Sie schon eine ganze Weile! Das Bataillon ist schon im Anmarsch!“ Wir gehen auf die rechte Seite der Hochfläche, von der wir in eine Talmulde hinunter blicken können. Dort unten rückt das Bataillon schon an. Die langen schwarzen Kolonnen heben sich deutlich von der hellen Schneedecke ab. Die Einweisung geht schnell.

Und nun erwarten wir das Nachrücken des Feindes. In dieser Nacht wird er noch nicht kommen, aber für die nächste Nacht werden wir uns rüsten. Die Stellungen der Schützenkompanien ziehen sich hier oben kilometerweit über die kahle Höhe hin. Dieser Höhenzug wird rechtwinklig durchschnitten von einem steilwandigen Tal, das sich hinter dem Höhenzug in einer riesigen, weiten Ebene verliert. Dort, wo das Tal in die Ebene einmündet, am Fuß des weiten, sanft ansteigenden Hanges, liegt das kleine, nur aus einer Häuserzeile bestehende Dörfchen **Boshidar**, in dem sich der Bataillonsgefechtsstand einquartiert. In unserem Rücken, weit hinten am Horizont der flachen Ebene, sieht man die Häusersilhouette von **Kitaigorodka**, dem Sitz des Regiments-Stabes.

Die Häuserzeile von Boshidar ist etwa dreihundert Meter lang. Sie liegt praktisch zwischen der Dorfstraße und einem jetzt zugefrorenen Bach. Die Bauernhäuser liegen an der Dorfstraße und die

hinter den Häusern liegenden Gärten enden an dem Bach. Nur am *nördlichen*²⁶⁷ Ende des Dorfes stehen auch auf der anderen Seite des Weges noch drei Häuser.

Kurz vor dem Dorf führt eine kleine Holzbrücke über den Bach, der aus dem nahen Taleinschnitt kommt.

In der Dorfmitte hat der Kommandeur ein Haus als Bataillonsgefechtsstand belegt. Im übernächsten Haus wohne ich. Die übrigen Häuser sind von den Bedienungsmannschaften eines IG-Zuges, einer 3,7-Pak, einiger sMGs und Werfer meiner Kompanie belegt. Außerdem steht gleich hinter dem Dorf eine LFH-Batterie (= *leichte Feldhaubitzen*). Hier im Dorf befinden sich also schwere Waffen, während die Schützenkompanien oben auf den Höhen mit ihren leichten Infanteriewaffen auskommen müssen. Nur einige meiner schweren Maschinengewehre geben ihnen eine etwas größere Feuerkraft.

Die Stellungslinie der Schützenkompanien besteht aus einer dünnen Reihe von einzelnen Schützenlöchern und MG-Stellungen, die im Abstand von fünfzig bis hundert Metern voneinander entfernt liegen. Die MG-Stellungen sind meist mit vier Mann besetzt. Die Schützenlöcher sind eigentlich Panzerdeckungs Löcher: Zwei Meter lang, einen halben Meter breit und brusttief. Sie sind mit zwei Mann besetzt. Eine Verdichtung der Stellungen ist wegen der geringen Mannschaftsstärke nicht möglich. Aber wir sind schon seit langem daran gewöhnt, mit so schwachen Kräften auszukommen.

Diese Stellungen ziehen sich über den ganzen weiten, kahlen, verschneiten Höhenzug, über Grasflächen oder abgeerntete Mais- und Sonnenblumenfelder, deren Stengel stellenweise noch stehen geblieben oder von Wind und Landserstiefeln niedergedrückt sind. Etwa drei Kilometer weit verläuft diese Linie über die offene Hochfläche, bis sie das nächste Dorf²⁶⁸ erreicht, das ebenfalls noch zu unserem Bataillonsabschnitt gehört. Dort liegt Leutnant von Arnim mit seiner Kompanie.

Die ersten Meldungen über Feindberührungen laufen ein. Der Russe ist da. Er ist nachgerückt und beginnt unsere neue Front abzutasten. Von jetzt ab kann ich meine Kontrollgänge immer nur bei Dunkelheit vornehmen. Ich gehe dann den ganzen Frontabschnitt entlang, in dem meine MG-Züge eingesetzt sind, von Stellung zu Stellung, von Loch zu Loch. Da stehen dann die armen Kerle in ihren Löchern. Einer steht Wache, der andere liegt unten am Boden und schläft oder versucht zu schlafen, soweit Enge und Kälte es zulassen. Viele haben sich die Hälfte des Loches mit einer Lage von Mais- oder Sonnenblumenstengeln abgedeckt und darüber noch eine dünne Schicht von Erde gestreut, soviel die Stengel noch tragen konnten. Der Frost hat diese Decke dann erstarren lassen. Unter dem auf diese Weise abgedeckten und mit einer vorgehängten Zeltbahn abgeschlossenen Teil liegt dann der wachfreie Soldat. Da das ganze Loch aber nur zwei Meter lang ist, und der Posten auch noch darin steht, muss der Liegende seine Beine noch anziehen. Trotzdem gucken seine Filzstiefel bis zu den Knien noch aus der herunterhängenden Zeltbahn hervor. So leben sie hier – und in anderen ähnlichen Stellungen – Woche für Woche, zwei Stunden Wache, zwei Stunden „Schlaf“, bei 20 Grad Kälte und mehr. Vor sich den Feind, über sich den froststarrenden Himmel. Tagsüber können sie aus dem Loch nicht heraus. Sie sind müde und hungrig. Sie stehen und frieren, fluchen und schweigen und kämpfen. Nur abends nach Einbruch der Dunkelheit kommen sie heraus, um sich Bewegung zu machen und die steifen Glieder zu erwärmen. Abends kommt auch die Verpflegung heran, entweder mit Fahrzeugen oder Essenholern, und wenn letztere sie holen müssen, ist sie manchmal auch schon kalt. Hin und wieder wird auch mal einer krank, jedoch erstaunlich selten.

Den Russen geht es nicht besser, aber sie ertragen es leichter, weil sie die Kälte gewöhnt sind. Ich habe einmal von einer B-Stelle aus einen russischen Posten in seinem Loch beobachtet. Der Kerl saß bei schneidender Kälte zwei Stunden in seinem Loch, ohne sich zu rühren.

Boshidar liegt unter Artillerie-Beschuss.

An dem feindwärts gelegenen Dorfausgang bauen wir jetzt noch einige Stellungen aus, um uns vor Überraschungen aus dem Tal zu sichern, das hier den Höhenrücken durchbricht. Diese Stellungen

²⁶⁷ Im Original „ostwärtigen“, eine erklärliche Verwechslung, weil der Feind generell im Osten, jetzt aber im Norden steht; schließlich erstreckt sich Boshidar in nord-südlicher Richtung.

²⁶⁸ Auf S. 150 wird es als links, also westlich liegend beschrieben. Das dort gelegene *Ljubimowka* gehörte aber gem. Benary S. 151 zum Abschnitt des II. Bataillons unter Hauptmann Schlegtendal. Es wäre noch möglich, dass nur ein Teil des recht großen Dorfes zum Abschnitt der 9. Kompanie gehörte. Ansonsten könnte es sich nur noch um das nordostwärts, d. h. rechts gelegene *Tscherwonj Lug* handeln.

schützen gleichzeitig die kleine Holzbrücke, die hier über den Bach führt.²⁶⁹ Für diese Bauarbeiten steht uns eine „Schlusen“-Kompanie²⁷⁰ zur Verfügung, die von einem russisch sprechenden deutschen Leutnant beaufsichtigt wird. Ob es sich um Gefangene oder Zivilisten handelt, weiß ich nicht. Wie ich abends vom Bataillonsgefechtsstand komme, um in mein Quartier zu gehen, da steht die Kolonne auf der Dorfstraße. Es ist bitterkalt. Während ich an den dunklen, schweigenden Reihen vorbei gehe, höre ich sie mit den Füßen trampeln und die Hände zusammenschlagen, um sich zu wärmen. Eine Stunde später komme ich an ihrer Arbeitsstelle vorbei. Einige buddeln, andere stehen herum. Große Arbeitslust haben sie nicht.

Heute hat der Russe unseren rechten Bataillonsabschnitt mit vier Panzern angegriffen. Dabei hat er zwei Panzer durch Glaskörper (*Blendkörper BK 2H*) verloren. Diese gläsernen Wurfkörper haben die Form und Größe einer Eierhandgranate und sind mit einer Flüssigkeit gefüllt, die beim Zerspringe der Glashülle in Dampf übergeht, der kurzfristig eine starke Atemnot verursacht. Wirft man dieses Ding gegen den Panzer, dann saugt der Panzer den entstehenden Dampf mit der Frischluft in sich hinein. Der Besatzung bleibt bei der entstehenden Atemnot nichts weiter übrig als schleunigst auszusteigen. Eine fantastische Waffe! – wenn man den Mut hat, den Panzer anzugreifen.

Einer der Panzer wollte gerade über den Graben rollen, als ihm ein Feldweibel einen Glaskörper an den Turm warf. Der Panzer stoppte auf der Stelle, die Besatzung sprang heraus und suchte das Weite. Die anderen drei waren inzwischen weitergerollt und näherten sich unserem Dorf. Aber da ballerte unsere Pak los und schoss den zweiten kampfunfähig. Er blieb liegen. Da verloren die beiden letzten den Mut und kehrten um. Bei dem Scharmützel hatte die Kompanie nur einige wenige Verwundete, darunter der Kompanieführer, ein Oberleutnant, der einen Steckschuss ins Knie bekommen hatte.

Die Sowjets scheinen etwas vorzuhaben. **Boshidar liegt unter schwerstem Beschuss.** Schwere 17-cm-Artillerie²⁷¹ und Salvengeschütze decken unser kleines Dörfchen mit einem Hagel von Granaten ein. Es heult und faucht heran und erschüttert die Erde mit Serien von Explosionen. Die Scheiben klirren und scheppern, der Luftdruck fegt Staub und Papier durch die Stube, und dann klatschen Splitter und Erdbrocken herunter. Dazwischen brummen in größeren Abständen die 17-cm-Granaten heran. Wenn sie in die Erde hauen, dann wankt das Haus und der Erdboden schaukelt. Die Explosion ist dumpf und reißt eine dunkle Säule von Erde steil in die Höhe. Sie haben Verzögerungszünder, bohren sich tief in die Erde und reißen gewaltige Trichter auf, Haus um Haus bricht unter den fauchenden Schlägen dieser Giganten zusammen.

Ich sitze in meinem Quartier und warte zunächst ab. Eine neue Salve jault heran. Stalinorgeln! Rumrumrumms – bruuuch – brrraach. Das war nahe! Ich stürze aus dem Haus. Bevor die nächste Salve heranheult, will ich den Deckungsgraben erreichen, der hinter dem Nachbarhaus ausgehoben ist. Ich renne hinüber und stehe vor einem halben Haus. Man kann direkt in die Stube gucken. Der Luftdruck einer Rakete hat die Wand herausgedrückt und umgeworfen. Dabei war die dicke, steinharte Lehmwand mit ihrer ganzen Wucht auf den Deckungsgraben gestürzt und hat die darin hockenden Männer zerquetscht. Einige andere Männer waren verwundet. Wir tragen sie ins Nachbarhaus, wo schon einige verwundete Rotarmisten liegen. Die hatten versucht, während des Trommelfeuers ins Dorf einzudringen. Die Bolschewisten greifen nämlich vorn unsere Höhenstellungen an und belegen nach üblicher Taktik das Dorf mit Artillerieschüssen, um das Heranführen von Reserven zu verhindern. Wenn die wüssten, dass wir gar keine Reserven haben!

Es kracht und splittert, heult und dröhnt, jault und zischt, schüttert und scheppert. Da brummt wieder so ein schwerer Brocken heran. Ich rutsche blitzschnell in ein Loch, das mal ein Bunker werden sollte. Da sitzen schon vier Kanoniere vom IG-Zug drin. Während ich auf den Boden plumpse, wankt und schwankt das ganze Loch. Dass es nicht einstürzt, haben wir dem Frost zu verdanken, der die Wände steinhart hat gefrieren lassen. Ich blicke schnell über den Rand und sehe wieder die schmale, schwarze Säule senkrecht empor schießen. Da es sinnlos ist, bei diesem Feuer etwas zu unternehmen, bleibe ich

²⁶⁹ Heute liegt die Brücke am Südende der noch erkennbaren Siedlungsreste. Wurde die Brücke verschoben oder das Dorf?

²⁷⁰ wahrscheinlich die im Tagesbefehl der Division vom 14.01.1944 erwähnte 3./Bau-Batl. (K) 161 (KTB XXX. A.K., NARA T-314 Roll 833 Frame 0004870, Benary S. 151).

²⁷¹ Die Rote Armee hatte keine 17- (oder 17,2-) cm-Geschütze, auch wenn sie immer wieder Erwähnung finden; gem. *Forum der Wehrmacht* sind damit die in der Permer Fabrik Nr. 172 produzierten *152-mm-Kanonenhaubitzen M1937* gemeint, die gebräuchlichsten Geschütze bei der Artillerie-Vorbereitung, neben der „Stalinorgel“, die ja beim hier geschilderten Angriff ebenfalls zum Einsatz kam.

vorerst hocken. Endlich, nach zwei Stunden, lässt das Trommelfeuer nach. Ich klettere aus dem Loch und springe von Haus zu Haus, immer lauschend, ob der dumpfe Abschuss der 17er oder das anschwellende Jaulen der Stalinorgel zu hören ist. Ich will zum Bataillonsgefechtsstand, gehe aber erst noch einmal zu den Verwundeten, an deren Haus ich gerade vorbeikomme. Ich trete in die Stube. Sie liegen alle noch da, mit Kalkstaub bedeckt – tot. Ein Salvengeschoss war draußen dicht neben dem Haus krepirt, hatte die Hauswand durchsiebt und zerrissen und die Verwundeten – Deutsche und Russen – getötet. Auch die letzten Habseligkeiten der Toten, Brieftaschen, Uhren, Ringe, die vorher auf dem Tisch gelegen hatten, liegen zerfetzt und zerstreut auf dem Fußboden herum.

Ich laufe ein paar Häuser weiter zum Bataillonsarzt. Die Stube ist voller Verwundeter. Er selbst steht über einen Tisch gebeugt, auf dem ein Soldat liegt. Der Arzt hat trotz des wackelnden Hauses und des schwankenden Bodens während des ganzen furchtbaren Beschusses operiert. Er sagt es nicht ohne leisen Stolz, und er hat Grund dazu.

Mit Einbruch der Dunkelheit stellt der Russe das Feuer ein. Die Nacht bleibt ruhig. Am nächsten Morgen höre ich die wohl bekannten Kettengeräusche, aber sie kommen von hinten. Ich trete vor das Haus und sehe drei Panzerfahrzeuge heranrollen. Es sind zwei Sturmgeschütze und eine **Hornisse** (das ist eine 8,8-Flak auf gepanzerter Selbstfahrlafette). Die schickt uns das Regiment zur Verstärkung und Beruhigung. Das ist auch nötig, denn an der russischen Front werden ebenfalls Panzer gemeldet. Leutnant von Arnim hat 60 Stück gezählt, die bei hellichtem Tag in endlos langer Reihe auf der Straße von Michailowka heranrollten und vor seinem Dorf aufmarschierten. Ein ganzes Panzerkorps vor einem Kompanieabschnitt!

19.12.43 (?). Wieder bricht ein klarer, kalter Wintertag an. Ich bin gerade beim Bataillonskommandeur. Da bricht es los! Panzer von links! Sie tauchen oben am Rand der Hochfläche auf und beginnen, den Hang herunterzurollen. 3 – 5 – 8 Stück. Sie rasseln direkt auf das Dorf zu. Wenn die Panzer da oben schon sind, dann müssen sie ja die Stellungen der 9. Kompanie schon überrollt haben! Da von Arnim nichts gemeldet hat, ist er wahrscheinlich überrumpelt worden. Immer noch mehr: 10 – 12 – 15. Wieder so ein Überraschungserfolg der Sowjets! Es nimmt gar kein Ende da oben: 18 – 22 – 25! In ganzen Rudeln kommen sie den weiten, flachen Hang herunter gerasselt. Die erste Welle ist noch einen Kilometer entfernt.

Ich hatte diesen Auftakt durch das Fenster beobachtet und wende meinen Blick zum Bataillonskommandeur, irgend eines Befehls gewärtig. Seine Hände zittern, aber er denkt nicht daran, das Dorf aufzugeben. Er ist unbeugsam und nimmt den ungleichen Kampf auf. Auf dem Tisch steht ein kleiner Rahmen mit der Fotografie seiner Frau und zwei Kindern.

Die Panzer – alles T-34 – rollen den Hang in Wellen herunter. Jetzt eröffnen die ersten das Feuer, ohne stehen zu bleiben. Sie rasseln in voller Fahrt heran und schießen, was aus den Rohren geht. Sie ballern blindlings in das Dorf und die Häuser hinein. Die vordersten Kampfwagen sind noch vierhundert Meter entfernt, da setzt unsere Abwehr ein. Die ersten Einschläge spritzen zwischen den stählernen Kästen auf. Rums! der erste Panzer ist getroffen und bleibt qualmend liegen. Ein zweiter stoppt plötzlich und steht still. Brrruuch – der dritte Treffer! Mit ohrenzerreißender Explosion schießt eine haushohe Stichflamme aus dem Panzer und entwickelt sich in Sekundenbruchteilen in einen weißglühenden Feuerpilz. Der tonnenschwere Turm schleudert in einem Rauchpilz in die Höhe, wirbelt durch die Luft und schlägt dumpf auf die Erde.

Ich kann nicht erkennen, wer die Treffer erzielt. Ich weiß nur, dass am Dorfende eine Haubitzbatterie mit drei Geschützen steht, dass unsere drei Panzerfahrzeuge irgendwo zwischen den Häusern aufgefahren sind, dass eine 3,7-Pak und vier IG-Geschütze in den Gärten stehen. Und die dreschen erbarmungslos auf die sowjetischen Panzerrudel ein. Schon brennen zwei weitere Tanks, und noch einer explodiert in einem Feuerpilz mit dröhnendem Donner. Aber es sind zu viele. Jetzt haben die vordersten Panzer das Dorf erreicht. Zwei von ihnen kommen nebeneinander mit voller Fahrt herangerasselt, Schnellfeuer schießend. Da brechen sie beide gleichzeitig durch das Eis des verschneiten Baches, der dicht hinter den Gärten vorbei fließt. Ihre Geschützrohre bohren sich in den Boden, und sie stecken hoffnungslos fest. Und zwanzig Meter vor ihnen steht eines unserer Infanteriegeschütze. Die Luken der Panzer fliegen auf, die Besatzungen booten blitzschnell aus und rennen eilig zurück. Da sehe ich plötzlich ein paar deutsche Landser aus dem Garten flitzen und den Iwans hinterher laufen. Es sind Männer unseres IG-Zuges. Sie rennen wahrhaftig zwischen den zertrümmerten, brennenden und angreifenden Panzern hindurch und jagen den fliehenden Iwans nach! Jetzt hat der vorderste Landser den letzten Tankisten erreicht, packt ihn am Genick und reißt ihn

herum. Der Russe bleibt stehen. Inzwischen sind die anderen Kameraden an ihnen vorbeigelaufen, holen einen zweiten Russen ein und halten ihn fest. Die andern Iwans entkommen.

Zahlreiche Panzer sind schon waidwund geschossen oder vernichtet. Aber noch immer rollen neue heran. Einige erreichen das Dorf, brechen durch die Gärten, preschen zwischen den Häusern durch und rollen die Dorfstraße entlang. Da rasselt noch so ein Ungetüm heran, genau auf unser Haus zu. Gespannte Sekunden: Wird er eine Granate in das Haus jagen? Nein, er brummt vorbei. Ich stehe hinter der offenen Haustür, während der Stahlkoloss in drei Meter Entfernung an mir vorbei rasselt. Der Kommandant steht im Turmluk und blickt gespannt nach vorn.

Sie kurven auf der Dorfstraße herum. Viele sind es nicht mehr. Sie suchen die Feuerstellungen unserer Geschütze, die in den Gärten unter Bäumen versteckt sind. Da drehen zwei von ihnen plötzlich ab und fahren auf der anderen Seite des Dorfes in die freie Ebene hinaus. Ich folge mit den Blicken ihrer Fahrtrichtung. Da sehe ich weit draußen auf dem Feld einige unserer Landser laufen. Sie hatten die Nerven verloren, waren aus den Häusern oder ihren Stellungen gesprungen und laufen nun über das freie Feld zurück, nach hinten. Die sind verloren! Der Panzer hat sie erkannt und rasselt ihnen nach. Er ist viel schneller als sie und hat sie bald eingeholt. Nun jagt er sie vor sich her und schießt sie mit seinem MG wie Hasen ab. Andere fasst er durch einen kurzen Seitenruck mit der Kette und zermalmt sie im Schnee. Kein einziger entkommt ihm. Dann wendet der Koloss und kommt zum Dorf zurück. Er scheint eine raffinierte und kampferfahrene Besatzung zu haben, denn er fährt dauernd im Zickzack und vermeidet jede Blöße. Nun hat er das Dorf wieder erreicht und brummt, nach Opfern suchend, die Dorfstraße entlang. Da aber ereilt ihn sein Schicksal. Er stößt auf unsere Pak, die dort in einem Garten steht. Bevor er sie erkannt hat, brennt sie ihm aus dreißig Metern Entfernung einen tödlichen Schuss in den stählernen Leib. Der Panzer stockt mitten auf der Straße und gerät in Brand, bevor die Besatzung aussteigen kann.

Der Panzerangriff ist zusammengebrochen. Der Hang ist übersät mit brennenden und qualmenden Panzerwracks. Auf der Dorfstraße und zwischen den Bauernhäusern liegen die vernichteten und kampfunfähigen Stahlkolosse. Und während die Wracks knisternd ausbrennen, wackeln die letzten zwei Überlebenden leicht rauchend zur russischen Front zurück, bis sie oben hinter dem Rand des Hanges verschwinden.

Der Angriff ist restlos zusammengeschlagen. Von den 25 angreifenden Panzern haben wir innerhalb einer Stunde 23 abgeschossen!

Dieser Erfolg ist umso bemerkenswerter, als wir den fünfundzwanzig Panzerkanonen nur neun Geschütze mit gleichwertigem Kaliber entgegensetzen konnten. Es ist kaum zu fassen, dass diese Panzer nicht in der Lage waren, unser kleines Dörfchen zu erobern. Es fehlte eben die sowjetische Infanterie, aber auch die konnte bei unseren Stellungen auf dem Höhenzug keinen entscheidenden Durchbruch erreichen. So ist dieser grandiose Abwehrerfolg letzten Endes wiederum der bewundernswerten Widerstandskraft unserer Soldaten zuzuschreiben.

Bei der Abwehr dieses Angriffs war nur eine einzige 3,7-Pak beteiligt. Unsere Panzerabwehr ist weit hinter der russischen Panzerentwicklung zurück geblieben. Wir kämpfen heute noch weitgehend mit der 3,7-Pak (oder 5 cm), die nur zu Kriegsbeginn ausreichend war, während die Russen ihren neuen starken T-34 bereits in der Serienproduktion haben. Der ist mit der 3,7 kaum zu knacken und für unsere Infanterie ein wahres Schreckgespenst.

Unsere eigenen Verluste im Dorf sind gering. Nur die Davongelaufenen sind tot. Es waren fünf Mann. Während wir auf dem Bataillonsgefechtsstand noch unsere Eindrücke und Erfahrungen über den Angriff austauschen, sehe ich auf der Höhe eine Gruppe von Gestalten auftauchen. Sie tragen deutsche Tarnbekleidung. Sie bleiben einen Augenblick beobachtend stehen und kommen dann langsam den Hang herunter. Dann erkenne ich durch das Glas Leutnant von Arnim mit acht seiner Leute. Sein Kompanieabschnitt war es, über den der Panzersturm hinweg gebräust war. Seine Männer hatten im ersten Schreck die Nerven verloren. Die meisten von ihnen hatten die Stellungen verlassen und waren nach rückwärts geflohen. Das ist das Falscheste, was man machen kann, denn nun hatten die Soldaten die schützenden Löcher verlassen und liefen über die freie, deckungslose Fläche, während die Panzer gemächlich hinterher fuhren und die Fliehenden niedermähten. Nur ein Teil der Kompanie war in den Löchern geblieben, und dieser überlebte den Sturm. Es waren noch 25 Mann.

Die 11. Kompanie hatte es vor einigen Tagen richtiger gemacht. Sie war in ihren Löchern geblieben, hatte sich von den Panzern überrollen lassen und hatte nur wenige Verwundete bei dem nachfolgenden Gefecht mit der sowjetischen Infanterie.

Wenn Panzer in solchen Mengen auftreten, dann haben sie den Auftrag, tief ins feindliche Hinterland einzubrechen. Dann können sie sich nicht mit den Infanteristen herumschlagen, sondern sie überrollen die vordere Linie und stoßen in die Tiefe der feindlichen Front. In solchem Fall braucht der Infanterist vorn nur zweierlei: Ein gutes, tiefes Deckungsloch und die Nerven, den Panzer über sich hinweg oder vorbeirollen zu lassen. Dies ist gewiss leichter gesagt als getan, aber es ist das einzig Richtige. Die Aufgabe des Infanteristen ist die Bekämpfung der feindlichen Infanterie, die den Panzern folgt. Den Kampf gegen die Panzer führen die schweren Waffen, die weiter hinten stehen (sollen!).

Natürlich gibt es auch viele Ausnahmesituationen. Zuweilen haben sich die Panzer über ein Deckungsloch geschoben und solange im Kreis gedreht, bis die Soldaten unten zermalmt waren. Es ist auch vorgekommen, dass Panzer mit sowjetischer Infanterie an unserer Stellungslinie entlangfuhren und die Landser aus den Löchern herausholten. (Auf diese Weise ist Fritz Schulz in Gefangenschaft geraten. Der arme Kerl sollte ja noch einen kurzen Fronteinsatz mitmachen und dann auf einen OA-Lehrgang geschickt werden. Und ausgerechnet in diesen wenigen Wochen ereilt ihn das Schicksal.) Aber solche Kapriolen konnten sie sich nur leisten, wenn sie keine panzerbrechenden Waffen zu befürchten brauchten.

Nach dem zerschlagenen Panzerangriff werden die gefangenen Tankisten beim Bataillon verhört. Der erste ist ein langer, hagerer Kerl, aus dessen braunem, ölverschmierten Gesicht die weißen Augäpfel leuchten. Ich kann dem Verhör nicht beiwohnen, weil ich einen Auftrag zu erfüllen hatte. Aber später erfuhr ich, dass er das bestätigt hat, was wir eigentlich schon wussten oder geahnt hatten: Die Panzerrudel hatten unsere vordere Linie überrollt und unser Dorf angegriffen. Gleichzeitig stürmte nachfolgende sowjetische Infanterie gegen die Stellungsfrent unserer 9. und 10. Schützenkompanie auf den Höhen. Ziel der Operation war die Vernichtung unserer Bataillons-Front und ein tiefer Durchbruch ins Hinterland. Dieser Plan war gescheitert.

Immerhin hat der schwere Angriff die Gemüter unserer Soldaten doch etwas erschüttert, denn als die zwei Sturmgeschütze heute früh das Dorf verlassen, werden sie unruhig. Aber die Geschütze wollen beim Regiment in Kitaigorodka nur munitionieren.

Am nächsten Morgen gellt erneut der Ruf durchs Dorf: „Panzer von links!“ Ich stürze aus meinem Quartier. Schon wieder russische Panzer, ein ganzes Dutzend. Und unsere Sturmgeschütze sind weg. Die Roten kommen aus einer weiten Mulde, die sich auf der linken Seite zum Dorf hin öffnet. Genaugenommen kommen sie schon von links-rückwärts, und rollen direkt auf die am Dorfende stehende 10,5-LFH-Batterie zu, die ihnen gestern so schwere Verluste zugefügt hat. Ob sie sie deshalb vernichten wollen, oder ob sie ohnehin das Dorf aus der Flanke angreifen wollen, weiß ich nicht. Jetzt sind es schon fünfzehn Tanks. Aber sie werden von der Batterie mit donnerndem Feuer empfangen. Auch unser IG-Zug, der im rückwärtigen Dorfteil seine Stellungen hat, gibt feurige Schützenhilfe. Der Kampf ist kurz. Wir zählen den elften Abschuss, als die restlichen Panzer abdrehen und verschwinden.

Dennoch dämpft dieser zweite Angriff unser Siegesbewusstsein ein wenig. Schließlich haben die Bolschewiki gestern auf unserem linken Flügel die 9. Kompanie überrannt, das Nachbardorf besetzt und so einen kleinen Einbruch erzielt, von dem aus sie Boshidar heute aus der Flanke angreifen konnten. Es ist also Vorsicht geboten.

Heute ist der dritte Tag nach dem ersten Angriff auf Boshidar. Die Roten haben einen erneuten Angriff auf den Abschnitt unseres linken Nachbarn angesetzt und dort mehr Glück gehabt. Sie haben hier die Front mehrere Kilometer tief eingedrückt und stehen nun bedrohlich in der Flanke unseres Bataillons. Prompt tauchen heute schon weit hinter uns von links mehrere T-34 auf, die in unserem Rücken auf Kitaigorodka zufahren, dem Sitz des Regiments. Wir zählen vier Stück. Mit bloßem Auge sind sie noch gut als große dunkle Punkte zu erkennen, die über die weiße Schneefläche kriechen. Sie sind etwa vier Kilometer entfernt. Das ist ein gefundenes Fressen für unsere Hornisse, die neben dem Bataillonsgefechtsstand aufgefahren ist. Das Rohr schwenkt herum, die Männer richten. Ich stehe schräg hinter dem Geschütz und beobachte gespannt den Vorgang. Dann kracht der Abschuss, und ein furchtbarer Luftzug reißt mir die Mütze vom Kopf, fegt sie durch die Haustür und den Vorraum in den Pferdestall, wo ich sie dann aus dem Mist aufhebe. Den Einschlag dieses Schusses habe ich nicht gesehen. Ich stelle mich jetzt in etwas sicherer Entfernung auf und sehe weiter zu.

Ein paar Landser nähern sich und stellen sich vor das Geschütz. Das Rohr schwebt hoch über ihnen, denn das gepanzerte Fahrzeug hat eine beachtliche Höhe. Aber die Geschützbedienung schickt die Männer weg und erklärt, dass der Luftdruck des Abschusses jedem die Lunge zerreißt, der im Umkreis von 30 m vor dem Geschütz steht.

Der dritte Schuss kracht, und drüben springt eine schwarze Fontäne vor einem der Panzer auf. Der dreht sofort ab, und die anderen folgen ihm. Das war der dritte und letzte Tag der Panzerkämpfe. Sie haben es aufgegeben.

Bei der Feststellung der Abschusszahlen gibt es etwas Ärger. Der ehrgeizige Chef der 14. (Panzerjäger-) Kompanie, Russenmüller genannt, beschwert sich beim Kommandeur darüber, dass ein Abschuss seiner Pak der Hornisse gutgeschrieben worden war. Er hat den Durchmesser des Einschusses nachgemessen, der genau dem Kaliber seiner Pak entsprach. Ob noch andere Einschüsse vorhanden waren, und ob sein Einspruch Erfolg hatte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Der abgeschossene Panzer auf der Dorfstraße soll gesprengt werden. Es ist der, der unsere Landser auf dem Feld niedergewalzt hatte. Die mit der Sprengung beauftragten Pioniere holen zunächst den toten Kommandanten aus dem Turm. Er ist völlig verbrannt und sieht aus wie eine schwarzbraune Mumie von der Größe eines Kindes. Dann klettert ein Pionier in den Turm, kommt aber mit allen Anzeichen größten Erschreckens wieder herausgesprungen. Drinnen stöhnt es in grauenhaften Tönen. Das muss der Panzerfahrer sein. Was tun? Den Bolschewisten ist nicht zu trauen. Zu viele Deutsche sind schon der russischen Heimtücke erlegen. Wer ist sicher, dass der Schwerverwundete – wenn er es ist – nicht mit letzter Kraft die Pistole auf den Retter abdrückt, aus Angst und halbbewusstlosem Abwehrinstinkt, aus Hass oder Rache? Wir haben es doch schon erlebt. Niemand will in den Panzer hinein. Das Misstrauen ist zu groß. Da machen die Pioniere zwei Tellerminen fertig, lassen sie an einem Draht in den Panzer hinunter, gehen in Deckung und sprengen das Wrack in die Luft.

So ganz erfolglos war der sowjetische Panzermassenangriff also doch nicht. Bei uns hatte er zwar nicht viel Boden gewonnen, bis auf das linke Nachbardorf. Aber im linken Nachbarabschnitt war er durchgebrochen. So macht unsere Frontlinie jetzt also oben auf der Hochfläche einen rechtwinkligen Knick nach rückwärts und verläuft parallel zum Dorf gleich oben am Rand der Hochfläche entlang. Wir können vom Bataillonsgefechtsstand aus die Landser dort oben sehen, und sie gucken ins Dorf hinunter. Da dort aber noch keine neuen Stellungen ausgehoben sind, stehen die Männer heute nacht auf freiem Feld. Zu kleinen Gruppen zusammengefasst, bilden sie so eine dünne Sicherungslinie, in die sich als Verstärkung und zur moralischen Unterstützung noch die beiden Sturmgeschütze hineingeschoben haben. Außerdem stellt der IG-Zug noch eine Gruppe von acht Mann zur Verfügung, und ich habe den Auftrag, diese Männer als weitere Verstärkung auf die Höhe zu führen.

Es ist schon dunkel, als wir abmarschieren. Wir durchqueren den Bachgrund und stapfen dann den verschneiten Hang hinauf. Nebel ist aufgekommen und verschlechtert die Sicht noch mehr. Man kann kaum zehn Meter weit sehen. Vor mir tauchen einige Gestalten auf, die den Hang herunter kommen und gerade auf uns zu laufen. Als ich sie anrufe, erhalte ich keine Antwort. Die Schatten ducken sich lautlos, die Hinteren machen kehrt und schon sind sie alle in dem milchigen Dunkel verschwunden. Ich verhalte einen Augenblick kniend, um zu horchen, lasse dann ausschwärmen und setze den Zurückweichenden nach. Aber die schemenhaften Schatten sind verschwunden. Als ich oben auf dem Hang ankomme und die Sicherungsposten frage, ob sie nichts gesehen hätten, verneinen sie mit erstaunten Gesichtern. Nun bin ich auch nicht mehr sicher, ob es eigene oder feindliche Männer waren. Wir haben jetzt viele Leute unter uns, die keine Infanteristen sind und sich demzufolge nicht immer geschickt verhalten. Außerdem sind sie alle zur Zeit etwas nervös. Da kann man auch nicht gleich schießen. Sie würden auch nicht zugeben, dass sie es waren. Aber ich möchte doch glauben, dass es Russen waren, die sich verlaufen hatten.

Es ist dunkel. Draußen fällt ein Schuss. Das ist in diesen Tagen nichts Besonderes, und ich nehme keine Notiz davon. Kurz darauf setzt eine kurze Schießerei ein, die gleich wieder abflaut. Da muss aber doch etwas los sein. Ich gehe hinaus und treffe mit einem Melder zusammen, der berichtet, dass eben ein Unteroffizier erschossen wurde. Es war der Fahrer des Verpflegungsfahrzeugs für die Sicherungen oben auf der Höhe. Als er mit seinem Panjewagen gerade die kleine Brücke über den Bach hinter den Gärten passiert hatte, wurde er durch einen Schuss aus dem Hinterhalt getötet. Der Unteroffizier war Träger der silbernen Nahkampfspange (20 Nahkämpfe!) und des EK I.

Ich gehe zum Bataillon, um zu hören, ob irgendwelche Maßnahmen ergriffen werden sollen. Da bringen sie schon einen blutjungen Rotarmisten herein. Der Kerl ist etwa 18 Jahre alt, kräftig und stämmig gebaut, mit runden, roten Pausbacken und kleinen Schweinsaugen. So ein richtiger bulliger, russischer Kaschkopf. Während der O.O. (*Ordonnanzoffizier*) seine Papiere durchsieht, berichtet ein Landser, wie er ihn gefangen hat: Als sie den ersten Schuss hörten, griffen sie zu den Waffen und liefen hinaus. Im Garten stießen sie auf einen russischen Spähtrupp, der sofort die Flucht ergriff. Die

Deutschen schossen hinterher, verwundeten drei Russen tödlich und schleppten die Leblosen in den Garten zurück, wo sie sie zunächst nebeneinander liegen ließen und wieder ins Haus zurückkehrten. Nach einiger Zeit verspürte einer der Landser ein menschliches Rühren. Er verließ die Stube und hockte sich im Garten neben die Toten. Während er da so still in der Hocke saß, hörte er deutlich, dass einer der Toten atmete. Er rief die Kameraden heraus, die die Leblosen noch einmal genauer untersuchten. Dabei entdeckten sie, dass einer von ihnen, eben dieser junge Kerl, quicklebendig war. Er hatte sich nur tot gestellt.

Nun steht dieser Bursche hier. Er war mit dem Spähtrupp durch unsere dünne Sicherungslinie geschlichen, hatte sich im Garten versteckt und beobachtet. Da kam der Unteroffizier mit dem Versorgungsfahrzeug angefahren. Er war allein und bot ein bequemes Ziel. Da haben sie ihn erschossen. Wir kochten vor Wut, konnten aber schließlich nichts machen. Der O.O. zeigt uns das Soldbuch des Gefangenen. Es enthält eine Eintragung über die Mitgliedschaft des Burschen im Komsomol. Das ist nichts Besonderes. Aber einer der Anwesenden gerät darüber in Zorn. Er springt auf den Bolschewisten zu und schlägt ihm ein paar Fausthiebe ins Gesicht, dass er aufs Bett fällt. Aber der Rote ist nicht im Geringsten erschüttert.

Die Bolschewisten greifen unsere Stellungen schon wieder an. Gleichzeitig liegt unser Dorf unter Artilleriebeschuss. Ich bin beim Bataillonsgefechtsstand, wie immer in solchen Fällen. Da kommen von der Höhe Landser herunter. Sie kommen aus Richtung der alten Front, die bisher noch gehalten hat. Es werden immer mehr. Anfangs hätte man glauben können, dass es Verwundete oder Melder seien. Jetzt ist aber deutlich, dass sie zurückgehen. Die Front scheint zu zerbröckeln. Ich bekomme den Auftrag, die Männer abzufangen und in die Linien zurückzubringen. Also laufe ich durch die Fontänen der krepierenden Granaten den Landsern entgegen, die in aufgelösten Gruppen den Hang herunterkommen. Ich halte sie an. Aber während ich die Landser auf der linken Seite zum Stehen bringe, laufen sie auf der rechten Seite weiter zurück. Wende ich mich zu diesen, versuchen die Linken wieder, sich nach rückwärts zu mogeln. Sie sind völlig demoralisiert. Nach der Nervenbelastung, der diese armen, ausgemergelten und übermüdeten Landser in der letzten Woche ausgesetzt waren, ist es verständlich. Aber es hilft nichts, wir müssen durchhalten.

Inzwischen hat der Russe sein Artilleriefeuer verstärkt. Bruch-bruch – die Einschläge kommen näher. Brummm-brachch. Ich werfe mich flach auf den Boden. Die Explosionen zerfetzen die weiße Schneedecke und jagen schwarze Erdfontänen wie zackige Kronen in die Luft. Verdammt, sind die Einschläge nahe! Zwanzig Meter, fünfzehn Meter. Und ich liege fast ohne Deckung auf ebener Erde. Nur kleine, flache Furchen bieten einen eingebildeten Schutz. Bei jedem Einschlag drücke ich mich tief in die steinhart gefrorenen Erdschollen. Langsam rollen die Salven den Hang hinunter, eine Feuerwalze. Möglicherweise gilt sie den zurückgehenden Landsergruppen. Die wären immer mit dem Feuer mitgelaufen, wenn ich sie nicht aufgehalten hätte. Immer noch krachen die Einschläge in unserer Nähe, und jedesmal werfe ich mich flach auf den Boden, während steinharte Erdbrocken auf meinen Rücken trommeln.

Das Feuer lässt nach, die Landser stehen allmählich wieder auf. Ich sammle sie und bringe sie wieder zu ihren Stellungen zurück. Aber nicht alle. Eine Anzahl von ihnen ist doch nach hinten getümt. Das sind die, die dann hinten von „Trommelfeuer“ und „unzähligen Toten“ reden. Da ist der Russe dann „durchgebrochen“, da ist „alles tot“ und wie diese Ausreden dann alle heißen.

Nachdem die Männer oben wieder in ihre Stellungen gegangen sind, gehe ich allein zurück. Ein Hase liegt vor mir im Schnee. Ihm fehlt der Kopf. Den muss ihm die Pakgranate abgerissen haben, denn daneben ist eine lange, schmale schwarze Rille, die die rasante Granate in die weiße Schneedecke geritzt hat.

Im Zurückgehen komme ich an einem Granattrichter vorbei, in dem ein Landser hockt. Auf meine Frage gibt er sich als Verwundeter aus. Er hat aber nichts, und ich schicke ihn wieder nach vorn. Der wollte hier in Ruhe den Abend abwarten und dann nach rückwärts Boden gewinnen. Glücklicherweise halten die meisten noch durch, aber die Zahl derer, die am Ende ihrer Kräfte sind und die Ausweglosigkeit dieses Krieges sehen, wird größer.

Bis in die späte Nacht hinein bellen die sowjetischen Pak, grollt die rote Artillerie, laufen Melder durch die Winternacht, bringen Munitionsschützen leere Kästen nach hinten und schleppen volle nach vorn, klappern Essenholer mit ihren Kochgeschirren nach vorn, mit wiegenden Schritten über die hartgefrorene Erde balancierend.

Ich bin gerade zum Bataillonsgefechtsstand zurückgekehrt und sitze in der Stube des Kommandeurs, als der Führer der 10. Kompanie hereinkommt. Er hat eine schwere Knieverletzung und muss ins Lazarett. Der Kommandeur befiehlt mir daraufhin, sofort die Führung der 10. Kompanie zu übernehmen. Ich gehe also nach vorn und richte mich im Gefechtsstand der 10. Kompanie ein. Es ist ein einfacher Erdbunker. Er liegt gegenüber der Brücke am Dorfausgang auf halber Höhe des Hanges. Ich kann also ins Dorf gucken. Am Boden des Bunkers ist eine Strohlage ausgebreitet, in der Ecke liegt eine Decke, daneben steht der Feldfernsprecher. Das ist alles, und es genügt. Was ich sonst noch brauche, habe ich in meinem Brotbeutel. Dazu Fernglas, Kartentasche und Maschinenpistole.

Hier verbringe ich nur eine Nacht. Der Russe greift zwar nicht an, aber er beunruhigt uns durch pausenloses Artilleriefeuer. Man weiß nie, ob er bei einer Feuerpause angreift. Er will uns wohl zermürben, oder er hat auf lange Sicht doch noch etwas vor.

Der Führer der 11. Kompanie ist ausgefallen. Ich erhalte vom Bataillonskommandeur einen neuen Befehl: Leutnant Schrödter übernimmt ab sofort auch die Führung der 11. Kompanie. Jetzt bin ich beinahe Bataillonsführer, denn ich führe die 10., 11. und 12. Kompanie.

Offiziere sind knapp. Wir haben in jeder Kompanie meist nur einen Offizier, und diese sind meist nur Leutnants oder Oberleutnants. Fällt nun bei einer Kompanie der Kompanieführer aus, dann muss man einem Offizier eben die Führung zweier Kompanien übergeben, falls man nicht einem tüchtigen Feldwebel oder sogar Unteroffizier die Führung einer Kompanie anvertrauen kann, was gegen Kriegsende gar nicht allzu selten war. In unserem Bataillon war die augenblickliche Lage so: Von den drei Schützenkompanieführern waren zwei ausgefallen. Auch unser Bataillons-Adju, ein älterer Hauptmann, war schon vor einiger Zeit wegen eines Knieschusses ausgefallen. So blieb im Bataillonsstab nur der Bataillonskommandeur und ein junger Ordonnanzoffizier (einen Helfer muss der Kommandeur schließlich haben). Für die vier Kompanien waren nur noch zwei Offiziere vorhanden. Leutnant von Arnim behielt seine 9. Kompanie, während ich die 10., 11., und meine eigene 12. Kompanie übernahm.

Da ich nun zwei Schützenkompanien führe, muss ich meinen Gefechtsstand wechseln. Ich beziehe also einen neuen Bunker. Er liegt oben auf der Hochfläche, knapp hundert Meter hinter der Front und hart am Rand der kleinen Talmulde, die die Hochfläche durchschneidet. Die nächste Stellung der Kompaniefront liegt ca. 80 m von meinem Bunker entfernt. Sie liegt schon am Vorderhang und beherrscht mit einem MG die ganze Mulde. Es ist die einzige Stellung, die ich von meinem Bunker aus sehen kann.

Mein jetziger „Gefechtsstand“ ist reichlich primitiv. Es sollte ursprünglich eine Granatwerferstellung werden, ist dann aber aufgegeben worden. Mein Vorgänger hat dann eine Bretterlage darüber gedeckt und noch eine dünne Schicht Sand darauf gelegt. Wenn man darüber hinweggehen wollte, würde man einbrechen. Die Decke ist so niedrig, dass man im Bunker nur knien kann. Richtet man sich höher auf, stößt man mit dem Kopf gegen die Bretterdecke. Der Eingang ist mit einem Sack verhängt. Hier liege ich nun dicht neben meinem Melder auf einem Strohlager und starre gegen die Bretterdecke. Draußen ist heller Tag. Deshalb können wir unser Loch nicht verlassen. Wir würden sonst unsere Stellung verraten. Die russische Artillerie klickert pausenlos im Gelände herum. Streufeuer. Von Zeit zu Zeit klingelt der Feldfernsprecher. Das Bataillon fragt dies und jenes und will Meldungen haben. Am Abend besuche ich zuerst die mir zunächst liegende MG-Stellung meiner eigenen Kompanie. Ich spreche mit den Männern und lasse mir einiges über die Lage in diesem Abschnitt sagen.

24.12.43. Heiliger Abend! Herrliche Pakete sind heute abend heraufgekommen: Weihnachtsstollen, Kuchen und Konfekt. Aber ich habe noch keine Zeit, sie zu genießen. Ich will erst zu den Männern gehen.

25.12.43. Erster Weihnachtsfeiertag! Ich fahre plötzlich von meinem Strohlager hoch. Der Tag beginnt gerade zu dämmern, da krachen die Granaten schon um unseren Bunker. Der Feiertag fängt gut an! Der Russe hat mit dem Morgengrauen sein Störungsfeuer schlagartig verstärkt. Nun poltert und donnert es draußen schon seit Stunden, mal nachlassend, mal anschwellend. Dann setzt es plötzlich ganz aus, so dass man denkt, jetzt greift er an. Aber er kommt nicht. Und dann setzt das Artilleriefeuer wieder ein, tropfend, kleckernd, aber beharrlich. Inzwischen ist es Mittag geworden, und damit wächst die Hoffnung, dass er heute nicht mehr angreift. Ich beobachte das Feuer aufmerksam. Womit schießt er? Wo liegt das Feuer? Verstärkt er es an bestimmten Stellen? Verlegt er es nach vorn oder rückwärts? Aus solchem Verhalten kann man auf mögliche Angriffsabsichten oder -ziele schließen. Daneben steht im Unterbewusstsein die Sorge um einen Volltreffer auf meine Bretterbude. Ich greife

zum Fernsprecher und kurbele – kein Ton. Ich drehe noch einmal an der Kurbel – Stille. Also ist die Leitung zerschossen. Na schön, das Bataillon wird sie schon flicken. Es gehört zu seinen Aufgaben.

Der stundenlange, ununterbrochene Beschuss stumpft die Spannkraft allmählich ab. Die Aufmerksamkeit lässt nach. Ich höre schon lange nicht mehr hin. Aber trotzdem lässt mich jede Veränderung der Feuertätigkeit aufhorchen. Lässt das Feuer nach, oder hat er es verlegt? Ich habe nun doch den Eindruck, dass er das Gelände nur abstreut. Ein starkes Störfeuer über dem ganzen Abschnitt. 16 Uhr. Es wird dunkel. Meine innere Handfläche ist wieder etwas feucht. Also doch nervös?

Endlich hat das Feuer aufgehört. Jetzt fällt mir ein, dass ich den ganzen Tag über noch nichts gegessen habe. Der schöne Weihnachtsstollen liegt noch unberührt im Papier. Aber ich habe noch keinen rechten Appetit. Die innere Unruhe muss erst etwas abklingen. Und mit der allmählichen Entspannung finden die Gedanken auch wieder zum heutigen Festtag zurück: Erster Weihnachtsfeiertag!

Tagelang hat uns die rote Flut berannt und bestürmt. Wir haben ihr standgehalten. Zwar hat der Feind beim linken Nachbarn Gelände gewonnen und steht in unserer Flanke, aber wir sitzen noch in Boshidar. Er hat uns mit schwerer Artillerie betrommelt, aber es half ihm nichts. Er hat fast ein ganzes Panzerkorps geopfert. Wir haben es ihm zerschlagen. Er hat uns, vor allem unserem linken Nachbarn, schwere Verluste zugefügt, aber wir weichen nicht.

Ich werde zum Bataillonskommandeur gerufen. Hauptmann Gust liest mir ein Telegramm des Regimentskommandeurs vor, in dem Oberst Haarhaus dem Bataillon für seine Standfestigkeit seine höchste Anerkennung ausspricht. Das Telegramm endet mit den Worten: „Heil den Siegern von Boshidar!“. Dann sieht Hauptmann Gust mich an und sagt: „Damit sind auch Sie gemeint, Schrödter!“

Ich kehre zu meinem Bunker auf der Höhe zurück. Nachts kommt der Russe mit einem Spähtrupp, wird aber abgewehrt. Der Spähtrupp war ziemlich stark. Ich hatte 30 Mann gemeldet, stieß aber damit beim Kommandeur auf Zweifel. Und ich glaube jetzt auch, dass es weniger waren.

Die schweren Abwehrkämpfe um Boshidar werden im Divisionstagesbefehl vom 14.1.44 nochmals kurz geschildert.

Ich finde es nicht richtig, dass für gute Truppenführung Tapferkeitsauszeichnungen verliehen werden. Ich weiß, dass auf der Truppenführung schwere Verantwortung und harte Nervenproben lasten, und dass ein hohes Maß verschiedener Fähigkeiten erforderlich ist. Aber diese Leistungen erfordern keine Tapferkeit im üblichen Sinn, wenngleich sie in ihrer Bedeutung ebenbürtig sind. Deshalb sollten Truppenführer Auszeichnungen für Truppenführung bekommen, aber nicht für Tapferkeit.

Der links von uns durchgebrochene Russe bedroht unsere Flanke und soll deshalb im Gegenangriff zurückgeworfen werden. Zur Vorbereitung dieses Unternehmens findet beim Bataillonskommandeur eine Besprechung statt. Eine gepanzerte Einheit soll den Angriff unterstützen, und deshalb ist auch der Kommandeur einer Sturmgeschützbrigade anwesend. Es ist ein forsch und selbstbewusst auftretender Mann, der vor Angriffslust zu strotzen scheint.

Der Gegenangriff ist missglückt. Man hatte nur eine Kompanie angesetzt, die durch Sturmgeschütze unterstützt wurde. Aber die Sowjets hatten auf der Höhe bereits einen Pakgürtel aufgebaut – auch eine ihrer Stärken – an dem unser Angriff zerbrach. Der Führer der Sturmgeschütze schob die Schuld auf die Infanterie, die zu langsam gewesen sei. Die Infanterie dagegen warf ihm vor, er habe seine Sturmgeschütze schonen wollen und sie zu früh zurückgezogen.

Nach diesem erfolglosen Gegenangriff ist unsere Frontlinie nicht mehr zu halten. Wir selbst haben unsere Stellungen zwar behauptet, aber der Feind steht links so tief in unserer Flanke, dass er unseren vorspringenden Frontkeil abzuschneiden droht. Wir müssen also zurück. Der Ablauf der Absetzbewegung ist festgelegt. Bei Einbruch der Dunkelheit wird der Bataillonsstab und die Besatzung von Boshidar das Dorf verlassen und sich über Kitaigorodka auf eine neue Stellungslinie zurückziehen, die etwa sechs bis acht Kilometer weiter rückwärts liegt. Zur selben Zeit verlassen auch die Kompanien ihre Stellungen auf der Höhe und lassen in jedem Kompanieabschnitt nur eine Gruppe als Nachhut zurück. Diese Nachhutgruppen sollen sich vier Stunden später aus den Stellungen lösen und sich dann ebenfalls zurückziehen. Zum Führer dieser Nachhut bin ich bestimmt worden.

10 Uhr abends. Über dem Gelände liegt ein leichter Nebelschleier, den uns ein gütiges Geschick gesandt hat. Es ist ein etwas unheimliches Gefühl, zu wissen, dass wir jetzt völlig allein in Feindesland stehen. Das Hinterland ist geräumt. Unsere Einheiten marschieren schon seit zwei Stunden zurück und haben einen leeren Raum von mehreren Kilometern Tiefe hinter uns freigegeben. Links von uns steht

der Feind schon tief in unserer Flanke. Diese Seite ist also völlig offen. Und ich stehe hier noch mit 24 Mann, die einen drei Kilometer langen Frontabschnitt sichern müssen, der zudem noch durch die Mulde in zwei Teile zerschnitten ist. Auf jeder Seite der Mulde stehen oben auf den Höhen noch zwölf Mann. Durch vereinzelte Schüsse, die wir von Zeit zu Zeit abgeben, täuschen wir eine besetzte Front vor. Aber wenn es dem Russen einfiel, jetzt anzugreifen, würde es außerordentlich kritisch. Aber wir sind ja nicht nur von vorn bedroht, sondern auch von der linken Seite, wo der Feind mehrere Kilometer weit in unserer Flanke steht.

Es ist kurz vor Mitternacht. Ich befinde mich bei der Nachhut auf der linken Seite der Hochfläche. Es ist Zeit zum Aufbruch. Als Zeichen zum Sammeln haben wir eine weiße Leuchtkugel vereinbart, die ich jetzt abschießen lasse. Nun muss auch drüben auf der anderen Seite des Taleinschnittes dasselbe Signal als Antwort hochgehen. Gespannt blicken wir hinüber. Da ist es! Hoch in der Luft dringt plötzlich ein milder, gelblicher Lichtschein durch den Nebel. Er verstärkt sich noch etwas und erlischt dann so plötzlich, wie er aufgeleuchtet war. Sie haben uns also verstanden. Die hiesige Gruppe hat inzwischen gesammelt, und ich gebe das erlösende Kommando: „Abmarsch!“. Wir verlassen die Stellungen. An der kleinen Holzbrücke vor dem Dorf wollen wir uns mit der Gruppe von der anderen Talseite treffen. Da unser Weg der kürzere ist, sind wir zuerst da. Doch bald ist auch die andere Gruppe heran. Auf der Dorfstraße entlang laufend, sind wir bald an der Häuserreihe von Boshidar vorbei. Am Ende des Dorfes machen wir noch einen kurzen Halt, um auch die drei Mann aufzunehmen, die der Bataillonsstab als Nachhut im Dorf zurückgelassen hatte.

Nun sind wir vollzählig: 28 Mann. Die kleine Schar setzt sich in Bewegung. Ich gehe am Schluss und verlasse als letzter deutscher Soldat das Dorf, das wir bis zur letzten Stunde erfolgreich verteidigt haben. Da gehen sie vor mir her, ein kleines Häuflein Soldaten. Wie ein Tausendfüßler stapft die Reihe durch den Schnee auf dem Weg nach Kitaigorodka zurück. Vom Gelände ist nichts zu erkennen. Wir gehen wie in einer lichten Wolke. Ich drehe mich nach allen Seiten und sehe nur die ebene, weiße Schneefläche, die unmerklich und ohne Horizont in den milchigen Nebel übergeht. Das fahle Licht der Winternacht liegt über dieser weißen Grenzenlosigkeit. Und vor mir die dunkle Schlange, die sich dahinwindet, den sanften Biegungen des Weges folgend. So trotten wir dahin, während um uns herum ein barmherziger Nebel den Vorhang schließt, der uns den Blicken des Feindes entzieht.

Wir müssen nun bald in Kitaigorodka sein. Es ist ein großes Dorf, von Boshidar aus konnte man es am Horizont liegen sehen, und mit dem Marschkompass war es selbst im Nebel nicht schwer zu finden. Ich setze mich jetzt an die Spitze der Schlange. Nach kurzer Zeit tauchen die Schatten der ersten Häuser aus dem Nebel auf. Ich teile die Männer in zwei Gruppen. Die erste geht mit schussbereiten Waffen außerhalb des Dorfes an der letzten Häuserreihe entlang. Die zweite Gruppe marschiert, immer in gleicher Höhe, über die Dorfstraße hinter derselben Häuserreihe weiter. Auf diese Weise haben wir diese Häuserzeile zwischen uns und können etwaige Partisane in die Zange nehmen. Es bleibt aber alles still. Das Dorf liegt in tiefem Schlaf. Ich gehe mit der äußeren Gruppe und halte Ausschau nach den Wegemarkierungen, die das Bataillon für uns aufstellen wollte, um uns den weiteren Marschweg anzuzeigen. Da, wo die Dorfstraße wieder ins freie Feld hinausführt, steht auch schon der erste Strohwisch, der an einem Stock befestigt ist. Die beiden Gruppen vereinigen sich wieder, und dann folgen wir dem abgesteckten Weg, bis wir im Morgengrauen auf unsere ersten Sicherungen stoßen, die uns schon erwarten.

Nach einigen Verschiebungen haben wir unsere neuen Kompanieabschnitte übernommen. Die neue Frontlinie besteht wieder aus einzelnen Stellungen (MG-Stellungen und Schützenlöcher für Doppelposten), die im Abstand von einhundert Metern voneinander liegen. Mein Kompanie„bunker“ liegt fünfzig Meter hinter der Linie, etwa in der Mitte des Kompanieabschnitts. Vorläufig ist es noch ein einfaches Erdloch von 2 Metern im Geviert und 1,70 Meter Tiefe. Auch alle anderen Stellungen sind noch offene Löcher. Die Balken bzw. Baumstämme für die Decken sollen im Laufe der nächsten Tage herangefahren werden. Bis dahin liegen wir Tag und Nacht unter freiem Himmel. Zur Zeit herrschen 23 Grad Kälte. Wir sind froh darüber, denn es könnten noch mehr sein. Zum Schutz gegen die frische Luft habe ich meine Zeltbahn vom oberen Rand des Loches schräg zum Boden gespannt. Unter dieser Schräge liegt eine handvoll Stroh. Mein Melder hat es auf der anderen Seite genauso gemacht. Das ist mein Kompaniegefechtsstand!

Unsere Winterbekleidung ist gut und warm. Ich trage unter der Uniform einen Pullover, über der Uniform eine Pelzweste und darüber den Wintertarnanzug mit Filzstiefeln, Pelzhandschuhen und Pelzmütze. Aber um nachts bei minus 23 Grad unter freiem Himmel zu schlafen, genügt es doch nicht.

Mehr als drei bis vier Stunden Schlaf bekomme ich in diesen Nächten nicht, da ich schon nach wenigen Stunden vor Kälte wieder aufwache und dann so durchgefroren bin, dass ich nicht wieder einschlafen kann. Da liege ich dann fröstelnd und mit steifen Gliedern, nur mit dem dünnen, grünen Uniformmantel zugedeckt, und spüre, wie mir der Frost bis in die Knochen dringt.

Die ersten Fahrzeuge mit Balken und Stämmen treffen ein. Ich lasse sie zu den MG-Stellungen fahren, damit diese zuerst fertig werden. Die MGs sind unsere stärkste Waffe hier vorn. Sie müssen geschützt werden. Außerdem sind da gleich vier bis sechs Männer, die nicht zu frieren brauchen, während in meinem Loch nur zwei Mann liegen.

Der einzige Vorteil ist augenblicklich, dass die Verpflegungsfahrzeuge bis nach vorn kommen können, so dass die Männer wenigstens warme Verpflegung erhalten. Mit der Feldküche kommt jeden Abend ein Mann von der Schreibstube mit nach vorn, um mir die Unterschriftenmappe vorzulegen. Bei diesem Geschäft wechseln sich der Spieß und der Gefechtsschreiber immer ab. Heute ist der erste Schreiber wieder dran. Er ist mühsam in mein provisorisches Zelt gekrochen, hockt nun dicht neben mir und reicht mir die Schriftstücke nacheinander zur Durchsicht und Unterschrift. Ich sitze auf dem Strohlager, die Beine unter der Decke, den Rücken gegen die steinhart gefrorene Wand unseres Loches gelehnt, und versuche, mit meinem klammen Fingern den Bleistift festzuhalten. Es gelingt mir nur mit Mühe, meinen Namen zu kritzeln. Endlich sind wir fertig, und ich kann meine Pelzhandschuhe wieder anziehen. Der Schreiber aber ist froh, dass er wieder nach hinten in seine warme Bauernstube zurückkehren kann.

Eines will ich an dieser Stelle mal festhalten: Meinem Tross hinten, angefangen beim Spieß bis zum letzten Fahrer, geht und ging es im Einsatz besser als mir, dem Offizier. Die liegen da hinten nachts in warmen Betten, meist unbehelligt von feindlichem Feuer, erhalten ihre regelmäßigen warmen Mahlzeiten und mancherlei zusätzliche Verpflegung, die sie von den Russen bekommen oder eintauschen. Wer darauf ausgeht, kann auch entgegenkommende weibliche Gesellschaft haben. Wir hier vorn aber frieren und hungern oft genug, und den Offizieren geht es nicht besser als den Männern.

Alarm! Die Russen kommen!

Vor unseren Stellungen fällt das Gelände ganz sanft zu einer breiten, flachen Mulde ab und steigt dann ebenso allmählich wieder zur gegenüberliegenden Seite an, bis es in etwa drei Kilometer Entfernung seine höchste Erhebung erreicht.²⁷² Und über diese Erhebung kommen sie jetzt in hellen Scharen. Auf einer Breite von einem Kilometer ist der Hang mit unzähligen kleinen schwarzen Strichen besät, die langsam über die verschneite Fläche näherkommen. Jetzt erkennt man schon Einzelheiten an den Gestalten. Ich kann Arme und Waffen unterscheiden. Die ersten schwarzen Erdfontänen springen zwischen diesen Ameisenschwärmen auf. Unsere Artillerie schießt dazwischen, aber die Angreifer sind so weit auseinander gezogen, dass dieser spärliche Beschuss wirkungslos bleibt. Sie kommen immer näher. Ich lasse noch nicht schießen. Sie sollen ruhig auflaufen. Je kürzer die Entfernung, umso besser unser Trefferergebnis.

Unsere Infanteriegeschütze beginnen zu feuern. Jetzt gehen die Iwans bei den Einschlägen schon in Deckung. Und als dann auch noch das schwere 15-cm-Geschütz dazwischen brüllt, dass die Erde zittert, da graben sie sich in den Schnee.

Heute früh sind sie schon wieder näher gerückt. Sie haben über Nacht ihre Stellungen vorverlegt.

Blupp-blupp-blupp-blupp macht es drüben. Die klare Winterluft trägt die Abschüsse der Granatwerfer deutlich zu uns herüber. „Deckung!“ Rum-rum-bruch-zäng. Die Splitter surren. Nun geht es also wieder los. Und ich sitze im offenen Loch! Der Iwan streut unseren ganzen Kompanieabschnitt ab. Brum-zäng-zinnng! Ein Blitz, ein gellender Schlag gegen das Trommelfell und singende Splitter über dem Kopf. Eine Granate ist genau auf dem Rand unseres Loches krepirt. Donnerwetter, sitzt da ein Zack hinter! Diese rasanten, singenden, zischenden Splitter! Eine Spanne weiter nach rechts, und zwei Lebenslichter wären ausgeblasen. Dann ist der Feuerüberfall vorüber.

Der Nebel wird immer dichter. Ich schiebe Horchposten vor die Stellungen. Sie liegen fünfzig bis hundert Meter vor unserer Stellung und haben den Auftrag, bei Feindannäherung Alarm zu geben und sich auf unsere Linie zurückzuziehen. Die Roten schieben ihre Stellungen in jeder Nacht dichter heran. Ihre Granatwerferüberfälle wiederholen sich täglich, dauern aber nie lange. Die Russen setzen unglaublich viel Granatwerfer ein, an allen Fronten.

²⁷² Vermutlich handelt es sich um *Stellungen auf dem Höhenzug* zwischen *Kitaigorodka* und *Selenyj Klin* mit Blick nach Osten auf die Höhen, die zwischen *Kitaigorodka* und *Selenyj Klin* sichtbar werden.

Mein Bunker ist jetzt fertig abgedeckt, hat aber einen sehr engen Eingang und davor nur ein kurzes Grabenstück für den Beobachtungsposten. Außer zwei Meldern ist auch noch ein Sanitäter bei mir.

Um den Iwan das nächtliche Näherrücken zu versalzen, schießt unser schweres IG einen Feuerüberfall mitten in der Nacht. Morgens sehen wir den Erfolg: Drüben liegt ein Toter im Schnee. Heute abend wird ein Spähtrupp meiner Kompanie hinausgehen, um den Toten zu holen und weitere Erkundungen vorzunehmen.

Die Aktion ist im Gange. Der Spähtrupp ist draußen. Ich stehe vorn in der Stellung. Bei mir ist ein Beobachter des IG-Zuges, dessen Geschütze notfalls Feuerschutz geben sollen. Es bleibt aber alles ruhig. Nach einer Stunde kommt der Spähtrupp zurück. Sie haben nicht nur einen, sondern zwei Tote gefunden und ihnen die Papiere abgenommen. Ich melde dem Bataillon die Rückkehr des Spähtrupps und schicke dessen Führer zum Kommandeur.

Mir scheint, die Bolschewiki haben meinen Gefechtsstand erkannt, denn ihr Granatwerferfeuer richtet sich deutlich auf meinen Unterstand. Augenblicklich kracht es wieder rund um den Bunker herum. Ich liege mit meinem Kompanietrupp unten. Nur ein Posten steht draußen. Zänng – der war nahe, und im gleichen Augenblick schreit der Posten draußen laut auf. Der Sani und ein Melder kriechen hinaus und ziehen den Körper des Postens durch den engen Eingang in den Bunker hinein. Der Soldat jammert furchtbar. Mir war im ersten Moment ganz flau, aber das ging schnell vorüber. Während der Sani den Verwundeten untersucht, ruft dieser immerfort: „Ich bin tot, ich bin tot!“. Es stellt sich aber heraus, dass der Schreck größer war als die Verwundung. Er hat nur einen Splitter durch das Nasenbein bekommen, als die Granate dicht vor ihm auf dem Grabenrand kreperte. Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, fragt er den Sani: „Ist meine Nase noch dran?“

Inzwischen habe ich den zweiten Melder hinausgeschickt, denn die Beobachtung muss fortgesetzt werden. Der Mann druckst herum und hat offensichtlich Angst. Da gehe ich selbst hinaus und übernehme den Beobachtungsposten.

Zweite Verwundung

Wieder ist ein Tag vergangen. Die Dunkelheit fällt über das Land. Da klappert auch schon, wie allabendlich, die Feldküche heran. Sie fährt in eine kleine, aber recht tiefe Mulde, die sich in der Nähe meines Gefechtsstandes befindet. Hierher kommen nun die Essenholer aus den einzelnen Stellungen und ziehen dann mit ihren gefüllten Kochgeschirren wieder ab. Auch ich gehe hinunter, stelle mein Kochgeschirr auf ein Wagenrad der Feldküche und beginne die heiße Suppe zu schlürfen.

Aber auch Iwan scheint das Gerassel gehört zu haben (oder er weiß, dass jetzt der Nachschub heranrollt), denn plötzlich kracht eine ganze Lage von Werfergranaten um mich herum. Zack – wie ein Stich fährt es mir in den Rücken. **Verwundet!** Die Wunde brennt, aber so schlimm kann es nicht sein, denn sonst könnte ich nicht mehr stehen. Ich spucke einmal aus. Der Speichel ist nicht blutig. Atmen kann ich auch noch. Also ist die Lunge nicht getroffen. Ich löfle also meine Suppe aus und fahre dann mit der Feldküche zum Bataillonsarzt. Außer mir war bei dem Feuerschlag noch ein Unteroffizier durch einen Splitter ins Sprunggelenk verwundet worden. Den Mann hatten sie in einen Infanteriekarren gelegt und das Fahrzeug an die Feldküche angehängt. Beim Bataillonsarzt melde ich uns beide als verwundet. Ich muss meinen Rücken freimachen. Der Doktor bastelt eine Weile an meiner Wunde herum und sagt dann seelenruhig zu mir: „Nun können Sie wieder nach vorn gehen!“. Der Splitter war nicht in den Körper gedrungen, sondern hatte nur meinen Rücken aufgeritzt. Und diesen Streifschuss hatte der Arzt mit Hansaplast zugeklebt. Ich war im Moment etwas enttäuscht. Mein Traum von Lazarett und Ruhe zerrann. Ich kehrte zur Front zurück. Der Unteroffizier aber wurde ins Lazarett gebracht.

Schon mehrmals hatte ich den Kommandeur gebeten, mich mal für einen Tag zum Tross gehen zu lassen, damit ich mich endlich wieder einmal waschen und rasieren konnte. Außerdem könnte ich bei dieser Gelegenheit den Tross einmal inspizieren, was sicher von Vorteil wäre. Jetzt hat Gust es endlich erlaubt. Heute abend fahre ich mit der Feldküche zum Tross zurück.

Lang entbehrte, wohlige Wärme umfängt mich hier in dem russischen Bauernhaus. Aber nun erst einmal an die „Körperpflege“. Ich betrachte mich im Spiegel. Vier Wochen lang habe ich mich weder gewaschen noch rasiert. Danach sehe ich auch aus. Die morgendliche Katzenwäsche im Schnee vorn

an der Front schien völlig wirkungslos geblieben. Ich lasse mir nun zunächst vom Spieß mit einer Schere den Bart abschneiden, soweit das geht. Dann seife ich mich ein und gehe dem restlichen Bart mit dem Rasierapparat zu Leibe. Anschließend wasche ich mich so gründlich, wie es in einer Waschschüssel möglich ist. Meine Haare sind so verfilzt, dass ich sie dreimal spülen muss, und selbst dann kleben sie immer noch. Zum Schluss wechsle ich die Wäsche, die ich auch schon wochenlang auf dem Leib trage. Dann setze ich mich, frisch rasiert und gut gelaunt, mit dem Spieß an den Tisch und lasse mir eine ordentliche Mahlzeit vorsetzen. Anschließend plaudern wir noch beim Schein der Petroleumlampe, bis die Wärme und der Alkohol ihre Wirkung tun. Ich werde müde und gehe ins Bett, nachdem mir der pfiffige Spieß (die meisten Spieße sind Schlitzohren) noch eine Flasche Schnaps abgehandelt hat. Ich trinke nicht viel, aber ich weiß, dass der Spieß damit gute Geschäfte machen kann. Heute würde ich es anders machen. Ich würde die Flasche mit nach vorn nehmen, für meine Kameraden im Graben.

Ich strecke mich genießerisch im Bett aus. Ein richtiges, weiches, warmes Bett. Ich muss sofort eingeschlafen sein, und als ich die Augen wieder aufschlug, war es heller Tag. Im Lauf des Tages sehe ich mir den Tross an. Die meisten Fahrer sind Russen! Hiwis (**Hilfswillige**)!

Im Zuge einer kleinen Umgruppierung muss ich meinen Bunker wechseln. Der neue Unterstand liegt zweihundert Meter links vom alten in der Nähe einer Pak-Stellung. Auch er ist nur ein abgedecktes Loch mit einer Lage Stroh am Boden und einer Decke als Tür. Die restliche Ausstattung besteht aus zwei Decken und einem Feldfernsprecher. Hier verbringe ich nun meine Tage und Nächte. Der Russe verhält sich ruhig. Es fällt kaum ein Schuss. Dennoch muss scharf aufgepasst werden, denn bei der Taktik der Russen ist man vor Überraschungen nie sicher. Ich bin deshalb nachts viel unterwegs, laufe von Stellung zu Stellung, kontrolliere die Posten und nehme Meldungen an.

Unser OB, **Generaloberst Schörner**²⁷³, hat sich etwas Neues ausgedacht. Er gibt laufend Berichte zur Lage heraus, die sofort allen Kompanieangehörigen bekanntzugeben sind. Da diese Blätter aber erst abends kommen, brauche ich die halbe Nacht, um sie in allen Bunkern vorzulesen. Man kann es nicht riskieren, diese Verlesungen einmal auszulassen. Schörner taucht oft mitten in der Nacht an der Front auf, und Nichtbefolgen seiner Befehle bedeutet u. a. Todesstrafe. Nach dem Hörensagen hat Schörner schon Soldaten wegen geringerer Vergehen erschießen lassen. Über ihn laufen die tollsten Gerüchte herum. Er ist gefürchtet. Aber wo Schörner ist, steht die Front.

Zu meinen nächtlichen Obliegenheiten gehören auch die regelmäßigen Nachtmeldungen ans Bataillon, die dreimal erfolgen müssen, und zwar zu festgelegten Zeiten. Die letzte ist um 3 Uhr morgens fällig.

Im Morgendämmer steige ich aus dem Bunker und erlebe einen Sonnenaufgang, wie ich ihn in solcher Pracht nur noch während meiner Seefahrtzeit²⁷⁴ auf den Meeren erlebt habe. Die grenzenlose, weite, baumlose Schneelandschaft liegt in blendendem Weiß unter einem zartblauen Himmel. Der östliche Horizont glüht in allen Farben des Rot vom blassen Gelb bis zum brennenden Dunkelrot. Seine brennende Lichtfülle bricht sich in Milliarden von Schneekristallen, die glitzernd und gleißend wie funkelnde Brillanten das Sonnenlicht in winzigen, flimmernden Sternchen tausendfältig zurückstrahlen. Ein hinreißender, überwältigender Anblick. Aber wie alles in diesem merkwürdigen Land von extremen Ausmaßen ist, so steht neben dieser unbeschreiblichen Schönheit der Natur auch ihre bittere Kehrseite: Die extreme, schneidende Eiseskälte. Ich verschwinde also wieder wie ein Maulwurf unter der Erde, rolle mich in meine Decke und versuche, den Tag zu verschlafen. Zuweilen stehe ich mal auf und werfe einen Blick ins Freie. Aber geblendet von der Strahlenfülle des Tageslichts, das die makellos weiße Schneedecke noch vielfältig zurückwirft, ziehe ich mich wieder in die Finsternis meiner Erdhöhle zurück. Die Schönheit von Gottes Natur strahlt hier für uns vergeblich.

Wenn ich schlafe, steht der Feldfernsprecher immer neben meinem Kopf. Da ich einen leichten Schlaf habe, wache ich sofort auf, wenn er rasselt. Der Melder dagegen hat einen Schlaf wie ein Bär. Ehe der munter ist, habe ich das Gespräch erledigt.

Es ist eiskalt, aber es schneit wenig. Immerhin liegt der Schnee so hoch, dass unsere schwere Feldküche achtspännig fahren muss, wenn sie uns das Essen nach vorn bringt. Und dann braucht sie für die achtzehn Kilometer vom Dorf bis zur Front immer noch vier Stunden. Es sind eben

²⁷³ Damals war Schörner nicht „sein“ OB, sondern führte die Gruppe Schörner, weiter südlich. Die Episode hat sich vielleicht erst in Kurland zugetragen.

²⁷⁴ Der Autor hatte einst Handelsschiffsoffizier werden wollen und war auf dem Segelschulschiff „Padua“ nach Chile gereist; darüber hat er ebenfalls **Tagebuch** geführt.

unvorstellbare Weiten in diesem Land. Neuerdings bringen sie jedoch das Essen mit **Infanteriekarren**. Das sind leichte, zweirädrige, geländegängige Karren, von denen ein Pferd auf normalen Wegen mehrere zugleich ziehen kann. Wir schonen auf diese Weise unsere Pferde. Allerdings ist das Essen etwas kälter, denn es muss in Kübeln gebracht werden, die die Wärme nicht so gut halten wie der Kessel in der Feldküche, der unterwegs laufend geheizt wird.

An unserer Front ist jetzt Ruhe. Vielleicht versucht der Iwan jetzt an anderen Fronten sein Glück, nachdem er bei uns kläglich gescheitert ist.

Wir machen schon wieder einen größeren Stellungswechsel rückwärts. Die Lage ist ja so, dass wir am äußersten östlichen Abschnitt einer gewaltigen Frontausbuchtung liegen, die noch mehrere hundert Kilometer tief in die feindliche Front hineinragt. Im Norden und Süden steht der Russe weit hinten in unserer Flanke und versucht, diesen riesigen Frontkeil an der Basis im Westen abzuschneiden und damit die ganze Heeresgruppe Süd einzukesseln. Das hat er von uns gelernt. Um dieser Gefahr zu entgehen, müssen wir den Frontvorsprung begradigen, indem wir unsere Stellungen schrittweise zurückverlegen, obgleich wir hier an der östlichen Spitze gar keinem Feinddruck ausgesetzt sind.

Die schweren Kompanien des Regiments, nämlich die IG-Kompanie (13. Kompanie) und die Panzerjägerkompanie (14. Kompanie) sind schon fort, und eines Nachts verschwinden auch wir lautlos und unbemerkt. Zunächst sammeln wir beim Bataillonsgefechtsstand und marschieren dann nach **Krassindorf**²⁷⁵, wo wir übernachten. Am nächsten Morgen findet eine Besprechung beim Kommandeur statt. Wir haben unseren neuen Verteidigungsabschnitt erreicht und sollen hier eine in der Nähe liegende Einheit ablösen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit werden wir mitsamt unseren schweren Waffen auf Lkw verladen und an die Front befördert. Nach einer längeren Zickzack-Fahrt halten wir mitten im Gelände. Es ist dämmerige Winternacht. Ringsum, soweit man sehen kann, weites, verschneites Land, ohne Baum, ohne Strauch, wie überall in den endlosen Ebenen der südlichen Ukraine. Der einzige markante Punkt ist ein hoher, künstlich aufgeworfener Hügel, hinter dem wir halten. Dieser Hügel ist ca. zehn Meter hoch und war ursprünglich ein trigonometrischer Punkt. Heute ist in seinem oberen Teil ein Bunker eingebaut, der eine Artillerie-B-Stelle beherbergt. Er ist daher unter dem Namen „Ari-Pickel“ ein Begriff für die hiesige Einheit, einziger Orientierungspunkt für Melder und beliebtes Ziel der sowjetischen Artillerie.²⁷⁶

Wir haben unser Gerät abgeladen. Einweiser der Stellungstruppe holen die Gruppen ab. Mein Bunker liegt in der Nähe, und so habe ich mit meinem Melder unsere Sachen bald untergebracht. Ich mache noch einen kurzen Besuch beim Bataillonsgefechtsstand, um mich bekannt zu machen und eventuelle Neuigkeiten zu erfahren. Die Gesellschaft ist sehr fröhlich, aber ich halte mich nicht lange auf, weil ich noch einen Teil meiner Stellungen besuchen will. Bei der großen Frontbreite und den weiten Entfernungen kann ich allerdings nur noch eine meiner Granatwerferstellungen besichtigen. Ich will auch jetzt bei Nacht in dem unbekannten Gelände nicht allzu weit herumspazieren, sonst lande ich womöglich beim Iwan. Die Werferstellung liegt fünfzig Meter hinter der HKL (**Hauptkampflinie**).

Mein Gefechtsstand ist geradezu komfortabel eingerichtet im Vergleich zu den Höhlen, in denen wir zuletzt immer gehaust haben. Er hat zwei richtige Pritschen, ein Tischchen mit Sitzbank und einen Ofen!

Am nächsten Morgen stehe ich vor dem Bunker und blicke umher. Mein Unterstand liegt zwischen der HKL und dem Ari-Pickel. Die Frontstellungen sind einen Kilometer entfernt, der Ari-Pickel zweihundert Meter. Einen Steinwurf entfernt liegt ein Nachrichtenbunker, der mit sechs Mann einer Nachrichteneinheit belegt ist. In meinem Bunker ist außer mir nur noch mein Meldegänger.

Das Land ist wellig, hat kilometerweite, flache Mulden und ganz allmählich ansteigende, aber endlos breite Hügelrücken. Die Wellenlinien der Oberfläche sind sanft und flach und erstrecken sich über viele Kilometer. Man kann, ohne auf einem erhöhten Punkt zu stehen, das Land auf weite Entfernungen übersehen. Bei Tage wird man hier also nicht viel aus dem Bunker herauskommen. Nur

²⁷⁵ Im Original „X-Dorf“. Der Autor hat dem sonst eingesetzten „X“ noch „-Dorf“ angehängt, sicher weil er eine Notiz oder Erinnerung an einen solchen Namen hatte. Krassindorf ist anzunehmen, weil es weit und breit der einzige Ort mit der Namensendung „-dorf“ ist und zudem in einer der Schilderung entsprechenden Entfernung liegt.

²⁷⁶ Wahrscheinlich handelte es sich um einen der vielen **Grabhügel (Kurgan)**, die auch in der Karte 1:100.000 verzeichnet sind.

links fällt das Gelände in steileren Hängen zu einem tiefen Tal ab. Zeitweilig können wir von hier oben die Russen unten bei ihren Stellungen herumlaufen sehen.²⁷⁷

Schräg hinter mir ragt der steile Hügel des „Ari-Pickels“ aus der Ebene. Zwei Mann sitzen da oben drin, ein Leutnant und ein Gefreiter. Viele graue Flecken auf der weißen Schneedecke zeugen von dem Beschuss, den die B-Stelle erleiden muss. Aber dicke Stahlplatten schützen die Beobachter.

Diese Entfernungen! Ich muss einen Kilometer laufen, bis ich die HKL überhaupt erst einmal erreicht habe. Die Kompanieabschnitte sind wiederum einen Kilometer breit. Einige MG- und Werferstellungen liegen etwas hinter der HKL und bilden, punktiert, eine angedeutete zweite Linie. Und hier soll ich nachts auf dieser einförmigen, tischebenen, verschneiten Fläche die weit auseinanderliegenden Stellungen finden! Es ist nicht ungefährlich, denn bei den weiten Entfernungen merkt man kaum, dass man dreihundert Meter zu weit gegangen ist und sich bereits zwischen oder gar hinter den russischen Stellungen befindet.

So laufe ich immer im Zickzack zwischen den Stellungen der ersten und zweiten Linie hin und her. Heute habe ich meinen Kontrollgang beim linken Flügel des Bataillonsabschnitts begonnen. Hier liegt ein sMG-Nest an einer Heckenreihe und eine Werferstellung hundert Meter dahinter in einer kleinen Senke. Im selben Zugabschnitt liegt ein weiteres sMG, das die Heckenreihe flankierend schützt. Die Naht muss stark sein! Die Stellungen sind gut ausgebaut und zum Teil sogar verdrahtet. Die Bunker sind alle ordentlich eingerichtet und meist heizbar.

Die feindliche HKL ist mehrere hundert Meter entfernt. Eine unbemerkte Annäherung des Gegners über die flache, weiße Fläche ist kaum möglich, sofern nicht gerade Nebel aufkommt. Unsere Landser sind über diesen Stellungswechsel recht froh, sind gesprächig und aufgeräumt. Ich gehe von einem Bunker zum andern. Die Männer der Schützenkompanien sind mir zwar kaum bekannt, aber die Unteroffiziere und Feldwebel kenne ich fast alle von Ansehen, einige auch mit Namen. Zum Schluss besuche ich noch den Kompaniegefechtsstand der x. Kompanie. Der Kompanieführer ist neu im Bataillon. Ein nicht mehr ganz junger, graumeliertes Leutnant, von dessen Person eine wohlthuende Ruhe ausgeht. Er wohnt mit zwei Meldern, einem Gefechtsschreiber und einem Sani zusammen.

Für heute beende ich meinen Rundgang. Vom Gefechtsstand der x. Kompanie führt ein Weg zum Pickel, dem ich nun folge. Ich marschiere mutterseelenallein über die weite Ebene. In der hellen Winternacht kann ich den Weg vor mir eine Strecke weit mit den Augen verfolgen. Fahrzeuge und Meldegänger haben im Schnee ihre Spuren hinterlassen. Einmal begegne ich einem Verpflegungsfahrzeug, das mit knirschenden Rädern durch den Schnee nach vorn rollt. Dann umgibt mich wieder die Stille der Nacht. Eigentlich ist es leichtsinnig, so allein zu gehen. Ich tue es fast immer, aber ich sollte es mir abgewöhnen, denn es ist sogar verboten. Allzu leicht kann man auf dieser grenzenlosen Schneefläche die Orientierung verlieren. Endlich taucht der riesige weiße Spitzhut des Pickels aus dem Dämmerlicht auf, und dann erkenne ich auch schon den Buckel meines Unterstandes, der wie ein großer, verschneiter Maulwurfshügel vor mir liegt. Noch ein paar Schritte, und ich steige die Stufen zu meiner Erdhöhle hinunter.

Seit Tagen liegt Nebel über dem Land. Das zwingt uns, nachts wieder Horchposten vor die Stellungen zu legen. Tagsüber kann man sich jetzt aber wenigstens etwas freier im Gelände bewegen, ohne vom Russen gesehen zu werden. Ich benutze die Zeit, um einmal auf die B-Stelle im „Ari-Pickel“ zu klettern und mir einiges erklären zu lassen und durch das Scherenfernrohr zu gucken. Im Allgemeinen lieben die Artilleriebeobachter keinen Besuch, weil sie mit Recht befürchten, dass ihre B-Stelle dadurch erkannt würde.

Ich war beim Bataillon, um Angaben über den Zustand der Stellungen und den Feuerplan zu machen. Auf dem Tisch des Kommandeurs liegt eine große Karte, in die Gust gerade Eintragungen vornimmt. Dabei fragt er mich nach einem alten russischen MG, das er neben meinem Bunker hat liegen sehen und das da still vor sich hinrostet. Und während ich ihm erkläre, dass das Ding unbrauchbar ist,

²⁷⁷ Die Beschreibung deutet auf eine Stellung westl. *Miropolj* hin. Dafür sprechen mehrere Punkte:

1. Ein *Kurgan* mit Höhenangabe 113 weist auf einen vermessenen Punkt (z. B. TP) hin. (Es gibt in der Karte 1:100.000 Kurgane mit und ohne Höhenangabe.) Dieser ist allerdings heute nur noch ein Wall; wurde er gesprengt oder sind wir hier an der falschen Stelle?
2. Nordwestlich (links) fällt das Gelände ins Tal ab.
3. Der Punkt liegt zwischen den Frontverläufen vom 1. und vom 30. Januar 1944.
4. Die Entfernung von 40 km oder ca. 2 Std. Fahrt von Krassindorf passt zu der beschriebenen Fahrt im Lkw. Ein *Kurgan* bei *Gorowko* mit einem ebensolchen Geländeabfall könnte auch in Frage kommen.

zeichnet er es schon in seinen Feuerplan ein und befiehlt mir beiläufig, es wieder gebrauchsfertig zu machen. Macht sich gut auf dem Papier. Wieder eine Feuerstellung mehr! So macht man das!

Rings um den Kommandeursbunker wird fleißig geschantzt. Der IG-Zug hebt Stellungen für seine Geschütze aus. Sie liegen als halbkreisförmiger Sicherungsring um den Kommandeursbunker. Das schwere IG (15 cm) steht direkt neben dem Kommandeursbunker.

Heute abend war ich auf dem rechten Flügel unseres Bataillonsabschnitts, auf dem sich noch drei Stellungen meiner Kompanie befinden, eine sMG- und zwei Granatwerferstellungen.

Seit das OKW (*Oberkommando der Wehrmacht*) für die Ablieferung von Beutematerial und Beutewaffen Prämien ausgesetzt hat, sammeln die Landser mit wahrer Leidenschaft. Sie gehen nachts vor die Stellungen, kriechen zwischen Minen und Blindgängern herum und lassen sich nicht einmal durch die Gefahr vor Gefangennahme zurückhalten, Geld zu verdienen.

Heute nacht beobachteten unsere Posten einen sowjetischen Spähtrupp, der sich durch unsere Linien pirschen wollte. Sie ließen die Russen erst hindurch, bis sie sich hinter unserer HKL befanden. Dann eröffneten sie schlagartig das Feuer mit MGs und Gewehrgranaten. Die Wirkung war mörderisch. Der Spähtrupp wurde furchtbar zusammengeschossen. Nur ein einziger entkam, die andern brachen zusammen. Der Führer der Patrouille, ein Kapitän, war schwer verwundet. Trotz unseres kameradschaftlichen Verhaltens war er sehr abweisend. Wir erfuhren nur, dass es ein Offizierspähtrupp von sechs Offizieren war. Der Entkommene war ein Leutnant. Ansonsten schwieg er trotzig und verbissen. Er trug ein blütenweißes Hemd.

Wir bekommen Nahkampfpäckchen. Das sind kleine Pappkartons mit hochkonzentrierten Nahrungsmitteln: Eine 50-gr-Tafel Schokolade, ein Fruchtriegel aus gepressten Früchten, ein paar Kekse und eine kleine Packung Zigaretten. Sehr nahrhafte und schmackhafte Sachen. Für jeden Nahkampf- oder Großkampftag gibt es ein solches Päckchen. Wir bekommen sie einige Tage nach den Kämpfen nach vorn geschickt. Da aber die Verwundeten und Toten inzwischen fort sind, bleiben zuweilen einige Päckchen übrig, die ich dann an besonders verdiente Soldaten, freiwillige Spähtrupps und andere verteile. Auch diesmal wollte mir der Spieß wieder die überzähligen Päckchen für seine Fahrer abhandeln, aber ich bleibe hart. So, wie ich ihn kenne, hat er trotzdem noch welche irgendwie „erübrigt“.

Heute war ich beim Regiment und habe bei dieser Gelegenheit die Führer der 13. und 14. Kompanie in ihren Quartieren besucht. Der Chef der 14. (Pak-) Kompanie macht gerade ein Päckchen für seine Frau fertig. Ich denke, ich sehe nicht recht: Es sind vier Nahkampfpäckchen, die er da verpackt! Und auf dem Fensterbrett liegen noch mehr! Seit wann bekommen Leute, die hinten beim Regiment sitzen, auch Nahkampfpäckchen!? So aufschlussreich ist es, wenn man nur ein einziges Mal nach hinten kommt. Hier liegen mehr Päckchen herum, als ich bisher bekommen habe. Ich aber liege vorn im Schlamassel, schlage mir die Nächte um die Ohren und bin dauernd in Gefahr, während der Herr Kamerad hier hinten die Kämpfe vom warmen Bett aus am Telefon miterlebt. Es ist im Krieg wie im Kino: Vorn flimmerts, und hinten sind die besten Plätze.

Es sieht so aus, als ob man den Brückenkopf Nikopol räumen will. Wir sollen jedenfalls verladen und bei *Kriwoi Rog* wieder eingesetzt werden. Vorerst gilt das allerdings nur für den Regimentsstab und zwei Bataillone, darunter auch mein eigenes. Ich werde zum Verladeoffizier unseres Bataillons bestimmt.

Am Bahnhof Nikopol stehen drei langgestreckte, einstöckige Backsteinhäuser, in denen unsere Kompanien übernachten. Am nächsten Morgen beginne ich, die Verladung vorzubereiten und betrete die Bahnhofshalle. Da fällt mein Blick auf ein großes Plakat an der Wand: „Am .. wurden .. erschossen, weil sie sich nach ihrer Rückkehr aus dem Urlaub einen Tag unerlaubt in Nikopol aufgehalten haben ... gez. Schörner.“ Das ist eine deutliche Warnung. Typisch Schörner. Hoffentlich kann Schörner, wenn er einmal vor dem Herrgott steht, alle Erschießungen verantworten, die er befohlen hat. (Anm.: Schörner ist nach dem Krieg vor Gericht gestellt worden. Man hat ihm nur eine juristisch anfechtbare Erschießung nachweisen können.)²⁷⁸

Die Waggons sind da. Die Kompanien treten zwischen den Häusern an. Es ist doch ein schönes Bild, wenn man diese kriegerischen Gestalten mit Stahlhelm und Gewehr in Reihe und Glied stehen sieht. Helm an Helm stehen sie da, die Soldaten meiner Kompanie, meine braven Kameraden. Was haben

²⁷⁸ *Er soll sonst immer seinen Kriegsgerichtsrat bei sich gehabt haben.*

wir nicht alles gemeinsam ertragen an Hitze und Frost, Regen und Schnee, Hunger und Durst, Staub und schneidenden Wind, Trommelfeuer und Panzerkämpfe, Sturmangriffe und erbitterte Abwehr, schlaflose Nächte vor dem Feind. Und wir haben es alles ertragen, schweigend oder schimpfend, duldend und verbissen.

In größeren Abständen stehen die Kolonnen in der Nähe der Rampe, bei jedem Fahrzeug eine Gruppe von Männern. Reibungslos rollen die Fahrzeuge auf die Waggons, werden verkeilt und festgezurt. Im Eiltempo verstauen die Männer ihre Geräte und ihr Gepäck. In 45 Minuten ist das ganze Bataillon verladen und fertig zur Abfahrt.

Kriwoi Rog! Die Kolonne des Bataillons marschiert durch die gepflasterten Straßen der Stadt. Manche hatten Straßenbahnschienen. Dann schwenken wir ab und marschieren am Stadtrand entlang. Das Gelände steigt an, und nun sehen wir die Stadt etwas unter uns liegen. Über die Wohnhäuser hinaus erheben sich die Anlagen der Erzgruben und die rostroten Halden eisenhaltigen Gesteins. Kriwoi Rog ist wichtigstes Eisenerzgebiet des europäischen Russland.

Wir marschieren an einem Hauptverbandplatz vorbei, der in einer ehemaligen Schule untergebracht ist. Neben dem Gebäude ist der Friedhof angelegt. Ich sehe viele frische Gräber. Dieser Anblick ruft mich wieder in die Wirklichkeit zurück. Über den vielen geographisch interessanten Eindrücken hatte ich den Krieg für einen Augenblick vergessen.

Auf der Höhe außerhalb der Stadt machen wir halt. Hier am Stadtrand sind die Wege wieder sandig, ungepflastert, und die Häuschen klein und bauerlich. Ein Pkw erwartet uns bereits, um die Einweiser voranzufahren. Wir sollen neue Stellungen bei **Losowatka** beziehen, einem Ort nördlich von Kriwoi Rog.

Mein Bunker liegt in der Nähe des Bataillonsgefechtsstandes. Er ist niedrig und etwas eng, aber warm. Wenn ich mich von meiner Pritsche erhebe, stoße ich schon an den kleinen Tisch, der dicht am Bettrand auf einem Stempel steht. Da es hier in der Ecke etwas dunkel ist, habe ich meinen Spiegel so an dem Stützbalken befestigt, dass er das Licht von dem kleinen Fenster auf den Tisch reflektiert.

Der Regimentskommandeur fragt telefonisch an, ob meine Geräte alle in Ordnung sind. Ich berichte ihm, dass ich einen Apparat wieder zum Tross geschickt hätte, weil ich mit den übrigen auskäme. Der Apparat funktionierte nicht richtig. Haarhaus stutzt und fängt an, mir Vorwürfe zu machen. Nach längerem Hin- und Herreden meint er: „Also, Schrödter, ich verstehe Sie nicht. Sprechen Sie ohne Tarnnamen!“ Und da stellt sich heraus, dass er unter „Apparat“ meine Werfer gemeint hat, während ich meinen Feldfernsprecher im Sinn hatte. Er traut der Sache aber immer noch nicht und befiehlt mir, noch einmal eine mündliche Meldung über meine Einsatzbereitschaft zu machen. Wütend stiefele ich also mitten in der Nacht los, um in der schwarzen Dunkelheit meine Stellungen aufzusuchen. Meine vier Werferstellungen (ich habe nur noch vier Werfer, eigentlich müssten es sechs sein) liegen alle in der Nähe des Bataillonsgefechtsstandes, wo auch der Regimentskommandeur zur Zeit einen Bunker bewohnt.²⁷⁹ Die Feuerstellungen sind alle in Ordnung. Der Zugführer ist mit meinem Kompaniegefechtsstand durch eine Leitung verbunden. Außerdem hat er noch eine weitere Leitung zu einer der vier Feuerstellungen. Die anderen sind durch eine Ruferkette verbunden, die eine Verständigung sicherstellt. Nachdem ich alles noch einmal überprüft habe, und der Zugführer, Feldwebel Grodzicki, mir wiederholt versichert, dass alles einsatzbereit ist, gehe ich zum Bunker des Regimentskommandeurs, um meine Vollzugsmeldung zu machen. Aber der hohe Herr ist nicht zu sprechen. Die Meldung nimmt ein Feldwebel entgegen.

In Frontnähe wird im Telefonverkehr bekanntlich mit Decknamen gesprochen, um die Art der Waffen, der Befehlsstruktur usw. zu vertuschen. Sinnigerweise wurde bei der Wahl der Namen der Dienstrang berücksichtigt (was ja gerade vermieden werden sollte!). Der Kommandeur war der „Adler“, der kleine Kompanieführer der „Dreckspatz“ (Namen sind willkürlich gewählt). Da wird dann der Dreckspatz vom Kommandeur angepöfeln und antwortet: „Jawohl, Herr Adler! Zu Befehl, Herr Adler!“ Tolle Tarnung, was?

Seit Beginn des Russlandfeldzuges ist Haarhaus mein Regimentskommandeur, aber unser gegenseitiges Verhältnis war immer sehr unpersönlich. Ich habe nie eine rechte Erklärung für sein hölzernes Gebaren gefunden. Unsere wenigen Gespräche waren immer kurz und trocken. War er

²⁷⁹ Möglicherweise gehören dieses und das Erlebnis mit der Alarmeinheit, bei denen der Regimentskommandeur in so auffälliger Nähe ist, auch zu der Zeit als **Regimentsreserve**.

gefühlskalt, hochmütig, arrogant, kontaktarm, unbeholfen, verklemmt? Ich weiß es nicht.²⁸⁰ Vielleicht lag es auch einfach daran, dass ihm mein Naturell nicht gefiel. Ich bin ziemlich sicher, dass er mich nicht besonders gern mochte. Es ist nämlich auffallend, wie schnell bei mir Beförderung und weitere Kriegsauszeichnungen aufeinander folgten, seit ich – später – Haarhaus nicht mehr unterstellt war.

Ich stehe bei einer meiner MG-Stellungen und überblicke von hier aus die ganze Front. Vor mir zieht sich von rechts nach links eine Talmulde hin, die nach links hin immer tiefer wird, so dass auch die Hänge immer steiler werden. Das Tal ist etwa sechshundert Meter breit.²⁸¹ Unsere Frontlinien verlaufen in derselben Richtung wie das Tal. Wir haben hier zwei Stellungslinien. Drüben auf dem jenseitigen Talhang – zum Feind hin – verläuft die erste Linie, die von den Schützenkompanien besetzt ist. Es ist eine Hinterhangstellung, d. h. sie verläuft hinter dem Kamm des Hanges. Das hat den Vorteil, dass der Feind die Stellung nicht einsehen oder direkt beschießen kann; und den Nachteil, dass man selbst den Feind ebenfalls erst sehen kann, wenn er über den Kamm kommt. Die zweite Linie läuft auf dem diesseitigen Hang entlang, und zwar am vorderen Rand. Sie liegt höher als die vordere Linie, so dass wir weiter sehen und unser Feuer, die vordere Linie überschießend, auch vor deren Stellungen legen können. Allerdings kann auch der Russe diese zweite Linie sehen. Die Heckenreihe hier oben, in der einige meiner MG-Nester liegen, bildet auch keinen Schutz. Sie erleichtert den Russen höchstens die Zielsprache. Die zweite Linie ist von sMG's und Werfern meiner Kompanie und zwei Geschützen der 13. (IG-) Kompanie besetzt.

Ich bin nachts viel unterwegs. Es ist in letzter Zeit wärmer geworden. Die Schneedecke ist fast weggetaut. Nur stellenweise liegt sie noch wie ein ausgefranstes Laken auf dem schwarzbraunen, aufgeweichten Boden. Die Nächte sind rabenschwarz. Auch heute tappe ich wieder wie ein Blinder durch die pechschwarze Nacht. Ich komme von vorn und will zum Bataillonsgefechtsstand. Der Erdboden ist schwarz und glitschig. Wege sind in diesem Schlamm nicht mehr zu erkennen. Eben wäre ich beinahe in den Graben einer Pak-Stellung gestürzt. Jetzt taste ich mich vorsichtiger weiter. Man kann keinen Meter weit sehen. Ich halte die Hand vor mich hin. Sie ist kaum zu erkennen. Fffft-patsch – da klatscht wieder eine verirrte Kugel in den Boden. Das kommt hier öfter vor, aber ich glaube, die Gewehrkugeln haben hier keine große Wirkung mehr. Endlich finde ich das Bataillon und kehre nach längerem Suchen in meinen Bunker zurück.

Der Regimentskommandeur kommt in meinen Bunker herunter gestiegen. Er teilt mir mit, dass eine Alarmeinheit mit 180 Mann zu unserer Verstärkung im Anmarsch sei. Da aber der Einheitsführer, Leutnant Freitag, erkrankt sei, müsste ich die Kompanie übernehmen, bis Ersatz für den Erkrankten eingetroffen sei. Die Nachricht erschüttert mich wenig. Es ist ja nicht das erste Mal, dass ich zwei Kompanien zugleich führen muss. Dass ich meine eigene Kompanie dabei zwangsläufig etwas vernachlässige, ist klar. Das gilt besonders für den Tross, und das sage ich auch dem Kommandeur. Haarhaus wird sofort misstrauisch und fragt, ob in meinem Tross etwas nicht in Ordnung sei. Ich beruhige ihn aber, und er geht.

Solche Alarmeinheiten sind eilig zusammengeraffte Gruppierungen, die man z. B. aus Urlauberzügen, rückwärtigen Einheiten oder sonstwo herausholt, um sie – meist nur für kurze Zeit – an gefährdete Frontabschnitte zu werfen. Sie können Kompanie- bis Bataillonsstärke haben. Wir brauchen hier dringend Verstärkung, denn Kriwoi Rog ist äußerst gefährdet, muss aber dringend gehalten werden, um die Abschnürung der Heeresgruppe Süd zu verhindern. Unsere Kompanien haben aber zum Teil nur noch die halbe Mannschaftsstärke, und Ersatz kommt kaum noch.

Die Alarmeinheit ist da. Ich nehme meinen Wäschebeutel und gehe zum Bataillon hinüber. Hier erfahre ich, dass ich die in der Mitte unseres Bataillonsabschnitts liegende Kompanie ablösen soll. Ich setze mich an die Spitze des zusammengewürfelten Haufens und marschiere in Richtung Front ab. Hinter mir folgt eine lange Schlange von 140 Soldaten. Da es noch hell ist, kann ich nicht einfach den Hang hinunterlaufen. Ich benutze daher einen Laufgraben, der von der Höhe den Hang schräg hinunterführt und in den vorderen Schützengraben mündet. Er ist sehr tief und schützt uns vollständig vor Feindeinsicht. Da es aber in letzter Zeit stark getaut hat, ist das Schmelzwasser in den Graben gelaufen. Ich plansche nun durch Wasserpfützen, stapfe mit lehmüberkrusteten Filztiefeln durch Schneematsch und sacke durch trügerische Schneepolster, unter denen schon das Wasser steht. Ich

²⁸⁰ Sein Sohn Peter Haarhaus hatte immer den Eindruck, „dass er sich verschloss, weil er die vielen Verluste an Menschenleben hasste. [...] Vielleicht wollte er Menschen nicht verlieren, mit denen er sich näher befreundet hätte.“ (Brief vom 16.11.1995)

²⁸¹ Die topographische Beschreibung passt auf eine Balka mit *Kurgan* ostwärts von *Nedaj-Woda*

sinke bis über die Knie ein, und das Wasser läuft mir oben in die Stiefel. Der Graben ist eng. Stellenweise müssen sich die Landser mit ihrem Gepäck und vollbehängtem Koppelzeug hindurchzwängen, so dass der schmierige, zähe Lehm an ihrem Zeug hängen bleibt.

Was haben wir aber auch nicht alles am Leibe hängen! Koppel mit Brotbeutel, Feldflasche und Kochgeschirr, Spaten und Seitengewehr. Stahlhelm und Patronentaschen. Decke und Zeltbahn, Gasmasken und Gasplane und dann noch den Karabiner. Für einige noch Fernglas und Kartentasche. Der deutsche Infanterist schleppt zu viel mit sich herum!

Verdammt, ich bin schon wieder in ein Wasserloch gerutscht. Ehe ich das Bein aus dem zähen Schlamm herausziehen kann, ist das Schmelzwasser schon oben in die Filzstiefel gelaufen. Schlimmer kann es nun nicht mehr kommen. Das ist dann der Augenblick, von dem an einem alles egal ist. Das Wasser gluckst in den Stiefeln, mein Mantel ist lehmverschmiert, das Koppelzeug mit Kartentasche verdreht. Ich bin durchgeschwitzt, denn das Vorarbeiten durch den engen Graben ist mühsam. Den Männern geht es nicht besser. Sie sind ohnehin wütend über diesen Sondereinsatz, der sie von ihren alten Einheiten fernhält. Sie werden wohl grauenhaft fluchen, und sie haben allen Grund dazu.

Endlich haben wir den vorderen Graben erreicht. Auch er ist sehr tief und schmal und ebenso verschlammte. Ich suche den Kompaniegefechtsstand und löse den Kompanieführer ab. Er übergibt mir Stellungsskizze und Feuerplan und unterrichtet mich noch kurz über Feindlage und Kampftätigkeit. Inzwischen haben sich die Züge über den Graben verteilt. Nach und nach kommen die Zugführer und melden die Übernahme ihrer Abschnitte. Es dauert aber alles sehr lange, denn es ist schon völlig dunkel, und das Auffinden der einzelnen Stellungen in dem sehr langen und schwach besetzten Kompanieabschnitt braucht Zeit. Jetzt kommt auch noch der letzte Zugführer zurück. Er ist eigentlich Sanitäts-Oberfeldwebel und avancierte bei dieser schnell zusammengerafften Einheit zum Zugführer. Völlig erschöpft lehnt er sich an einen Stützbalken und schließt für Sekunden die Augen, bevor er seine Meldung machen kann. Und schon wendet er sich wieder zum Gehen. Ein allzu dienstestarrer und pflichttreuer Soldat. Er wird sich bei dem ungewohnten und anstrengenden Grabendienst aufreiben, wenn er so weitermacht. Ich werde, wenn ich morgen durch den Graben gehe, mit ihm darüber reden.

Es ist stockfinstere Nacht. Ich habe mich auf die Pritsche meines Bunkers gelegt, um endlich auch etwas zu schlafen, denn ich bin reichlich abgekämpft. Meine völlig durchnässten Stiefel und Socken habe ich an den Ofen gehängt. Wenn Iwan heute nacht angreift, muss ich barfuß hinaus, denn das Zeug kriege ich nicht mehr über die Füße.

Es ist heller Morgen. Ich muss meinen Rundgang machen. Also zwänge ich meine Beine in die nassen Stiefel und steige aus dem Bunker. Der Schütze auf dem ersten Postenstand meldet stereotyp: „Auf Posten nichts Neues, alles ruhig.“ Ich wende mich nach links. Der nächste Stand ist eine MG-Feuerstellung. Der Unterstand für diese Gruppe ist ein mit Brettern und Erde abgedecktes Loch, wie die meisten Unterstände hier. Der Boden ist mit einer Strohlage bedeckt. Am Kopfende liegen die Tornister, die den Männern als Kopfkissen dienen. Hier sind sechs Mann untergebracht. Zwei davon stehen Posten, die anderen schlafen gewöhnlich. Im Augenblick sind sie aber noch wach, und ich nehme die Gelegenheit wahr, um ihnen einiges über die Lage und zum Verhalten gegenüber dem Feind zu sagen. Vor allem schärfe ich ihnen Wachsamkeit ein. Die wachfreien Männer müssen die Gewissheit haben, dass da draußen zwei Kameraden stehen, die scharf aufpassen, damit die anderen ruhig schlafen können. Ich laufe die ganze Kompaniefront ab. Es ist ein tiefer, durchgehender Graben, der im Zickzack an dem flachgeneigten Hang entlangläuft. Aber der Kompanieabschnitt ist sehr lang, und es dauert lange, bis ich alle Stellungen in dem schlammigen Graben besucht habe. Vor dem Graben steht ein Drahtverhau.

Unweit meines Gefechtsstandes liegt ein abgeschossener **Tigerpanzer**. Unter diesem Koloss haben sich die Landser einen Bunker gebaut. So hat der Riese wenigstens noch eine Aufgabe. Durch diesen Stahlklotz geht keine gewöhnliche Granate. Viel Artillerie scheint er drüben nicht zu haben, denn er schießt selten.

Aber die Stoßtrupptätigkeit ist rege. Es liegen noch Tote herum. Ich werfe einen Blick über den Grabenrand zum Feind hinüber. Meine Augen sind in Höhe des Erdbodens, der sich braun und nass wie ein Sturzbach vor mir ausbreitet. Wenige Meter vor dem Graben erhebt sich das Drahthindernis, dessen stacheliges Geflecht sich dunkel vom hellen Himmel abhebt. In seinen Krallen hängt ein toter Russe. Bei einem der letzten Angriffe blieb er im Stacheldraht hängen und wurde von einer Kugel tödlich getroffen. Jetzt hängt er leblos im Draht, den Oberkörper halb aufgerichtet, den Kopf vornüber

auf die Brust geneigt, die Arme schlaff herabhängend. Er ist braun wie die Erde. Ein warnendes Zeichen für Angreifer und Verteidiger: Hier geht der Tod um! Eine weitere Leiche liegt hinter meinem Gefechtsstand, schon hinter dem Graben. Dieser Bolschewik hatte den Graben schon übersprungen, als ihn ein Schuss niederstreckte.

Der Posten neben meinem Kompaniegefechtsstand hat eben einen Kopfschuss erhalten. Während wir uns noch um den Schwerverwundeten bemühen, kommt der Sanitäts-Oberfeldwebel mit zwei Soldaten an, die einen Verwundeten tragen. Er hat einen Bauchschuss. Das fängt ja gut an. Die Postenstände sind so gut gedeckt, dass nur die Stahlhelme der Posten über den Grabenrand ragen. Einige weitere Beobachtungen lassen nur eine Erklärung zu: Drüben sind Scharfschützen am Werk! Ich rufe den Bataillonsführer an, melde den Ausfall von zwei Mann und das Vorhandensein sowjetischer Scharfschützen. Die Behandlung und den Transport der beiden Verwundeten überlasse ich dem Sanitäts-Oberfeldwebel, der so richtig in seinem Element ist und sich mit rührender Sorgfalt der Schwerverwundeten annimmt. Die sind in guten Händen. Er ist ein braver Kerl, dieser Sanitäts-Oberfeldwebel.

Das Bataillon wird jetzt von Oberleutnant Georg Müller geführt. Er war früher Führer der 14. Kompanie und wird zum Unterschied von Max Müller „Schorsch“ oder „Russenmüller“ genannt, weil er russisch spricht. Aus seinen Befehlen erkennt man, dass er kein Infanterist ist. Diesen Schönheitsfehler ersetzt er dafür durch einen nassforschenden Ton.

Nachts wird der Russe jetzt aktiver. Sobald es dunkel geworden ist, beginnt er in regelmäßigen Abständen MG-Garben herüberzujagen. Mit giftigem Zischen fetzen sie flach über unseren Grabenrand hinweg. Dauernd gehen Leuchtkugeln hoch. Er ist offensichtlich nervös, aber wir haben gar nicht die Absicht, ihn anzugreifen. Vielleicht hat er die Verstärkung unserer Grabenbesatzung durch die Alarmeinheit bemerkt, und befürchtet einen Angriff.

Wir bleiben ruhig, denn bei uns ist Munition knapp. Wir müssen sparen.

Die Knallerei der Russen wird nur unangenehm, wenn die Essenholer losgehen müssen. Sie warten dann einen Feuerstoß ab, springen dann aus dem Graben und sausen nach hinten. Oben auf dem Hang steht ein Strohschober, hinter dem die Feldküche wartet. Bisher haben wir beim Essenholen, Gott sei Dank, noch keine Verluste.

Die Alarmeinheit wird herausgezogen, und ich kehre zum Bataillon zurück. Meinen Abschnitt übernimmt die 10. Kompanie unter Führung von Leutnant Baumann, meinem alten Kameraden aus Le Mans.

Leutnant Baumann ist durch Scharfschützen gefallen. Sein Nachfolger wird ein Leutnant, der zufällig auch Baumann heißt. Ich kenne ihn vom Sehen.

Meine Ruhezeit beim Bataillon ist schon wieder zu Ende. Auch der zweite Leutnant Baumann ist durch Kopfschuss gefallen. Ich muss die 10. Kompanie übernehmen. Also packe ich wieder einmal meinen Wäschebeutel und gehe in den Graben. Diesmal muss ich meinen eigenen Melder mitnehmen. Die Alarmeinheit hatte genug Leute, so dass ich ihn oben lassen konnte. Jetzt aber muss er mit, denn die 10. Kompanie ist stark zusammengeschmolzen und braucht jeden Mann.

Da ich diesen Kompanieabschnitt und seine Gefahren nun schon zur Genüge kenne, bleibt mir hoffentlich das Schicksal meiner beiden Vorgänger erspart. Nur etwas anderes erschwert meine Lage ganz erheblich: Die Alarmeinheit war 140 Mann stark. Die 10. Kompanie dagegen hat nur noch 45 Mann. Und mit diesen 45 Mann muss ich einen Frontabschnitt von 1700 Metern verteidigen! Das bedeutet, dass durchschnittlich alle 80 Meter ein Doppelposten steht. Da aber in den MG-Stellungen 4 bis 6 Mann liegen, betragen die Zwischenräume zwischen den einzelnen Posten- und MG-Stellungen in Wirklichkeit rund hundert Meter durchschnittlich. Um diese Lücken überhaupt noch halbwegs unter Kontrolle zu haben, lasse ich nachts zusätzlich Grabenstreifen gehen, die zwischen den Postenständen hin und her pendeln. Das ist zwar wiederum eine zusätzliche Belastung für die geplagten Landser, aber es ist lebenswichtig. Obendrein sind die Nächte zur Zeit auch noch stockdunkel. Wenn der Russe wollte, könnte er hier nachts mit ganzen Bataillonen durchmarschieren, ohne dass wir etwas merkten. Glücklicherweise tut er das nicht, aber er kommt in kleinen Gruppen und Stoßtrupps herangeschlichen. Auch ich gehe jetzt nicht mehr allein durch den Graben, wenn ich nachts die Posten kontrolliere.

Heute schießen sich unsere Infanteriegeschütze und eine LFH-Batterie (10 cm) auf ihre Sperrfeuerräume vor unserem Graben ein. Junge, Junge, fetzen die nahe vor unsere Linie. 20 bis 30 m

vor unserem Graben liegen die Einschläge, haargenau richtig. Das zischt kurz und wütend heran, und dann zerreißt die Explosion die Luft, dass einem der Atem stockt. Es ist doch eine große Beruhigung für uns zu wissen, dass da hinten noch jemand über uns wacht.

Heute nacht hat sich eine Gruppe von Rotarmisten im Schutz der Finsternis durch die Linien der Nachbarkompanie geschlichen und sich in einem kleinen Wäldchen im Hinterland versteckt. Am Morgen begannen sie dann plötzlich, die deutsche Linie von hinten zu beschießen. Die waren aber schnell ausgelöscht.

Wenn der Russe aber diese Sickertaktik, die er meisterhaft beherrscht, hier in größerem Umfang anwendet, kann es für uns unangenehm werden. Anderswo ist er schon Nacht für Nacht in kleinen Gruppen durch unsere Linien geschlichen, hat sich im Hinterland in einem Wald gesammelt, bis er im Laufe einer Woche Kompaniestärke erreicht hatte. Dann überfiel er unsere Nachschubfahrzeuge und griff unsere Front von hinten an. Unsere Soldaten sind empfindlich gegen Feinde im Rücken. Es macht ihn nervös. Diese Kampfweise ist unserem Wesen wohl fremd, und sie wurde bei uns – im Gegensatz zu den Russen – auch nie geübt. Wie dem auch sei, was uns hier betrifft, so können wir bei dieser dünn besetzten Front und den rabenschwarzen Nächten ein Durchsickern gar nicht verhindern.

Dass wir immer so wenige sind! Sie stürmen immer in vielfacher, erdrückender Übermacht gegen unsere dünnen Linien. Und oft genug schaffen sie es dennoch nicht! Ihre Soldaten sind frisch, weil sie noch Massen an Reserven haben. Wir sind immer dasselbe abgekämpfte Häuflein, weil wir kaum noch Ersatz bekommen. Sie haben beneidenswert wenig Gepäck (ein Beutelchen auf dem Rücken) und sind zudem noch weitgehend motorisiert. Wir schleppen viel zu viel Gepäck und Gerät mit uns herum und müssen fast alle Wege noch zu Fuß machen. Sie haben Massen an Panzern, Artillerie und Munition. Unsere Artillerie knausert mit jedem Schuss, weil der Nachschub nur tropfenweise eintrifft. Die Gründe sind klar. Die Roten haben die Unterstützung der verdammten Amerikaner, die ihre bolschewistischen Freunde aus ihrem Überfluss mit allem Notwendigen versorgen. Unsere Produktionsstätten werden zerbombt, und unsere Nachschubwege von Partisanen gestört. Wenn wir nur ein einziges Mal mit solcher Überlegenheit angreifen könnten! Wenn das Kräfteverhältnis 1:1 stünde oder wir der Sowjetunion allein gegenüberstünden, hätten wir sie schon in den Pazifik gejagt.²⁸² Seit vier Jahren rennt die Rote Armee dieses Riesenreiches an ihrer einzigen Front gegen uns an. Wir aber stehen nur mit einem Teil unserer Wehrmacht hier, denn wir haben fast ganz Europa besetzt und haben noch eine Armee in Nordafrika. Welch ungleicher Kampf. Und sie schaffen es nicht allein. Amerika und Hilfstruppen aus der ganzen Welt müssen ihnen helfen. Und wenn wir jetzt doch zurückweichen müssen, dann ist es nicht die Schuld des deutschen Frontsoldaten. **Der** hat nicht versagt. Der hat vier Jahre lang einer ganzen Welt getrotzt. Das hat bisher noch keine andere Armee der Welt geleistet.

Die Nacht bricht an. Die Essenholer sind zurück. Heute ist der Spieß mitgekommen. Ich habe die nötigen Unterschriften gegeben und sitze nun mit dem Spieß plaudernd am Tisch. Lange hält er sich aber nicht mehr auf, packt seine Mappe zusammen und verabschiedet sich. Ich beende meine unterbrochene Mahlzeit. Der Melder ist schon fertig und kratzt die letzten Tropfen aus seinem Kochgeschirr.

Plötzlich Urrääh-Rufe und kurze Feuerstöße. Ich stürze hinaus, hinter mir der Melder. Ein leichter Nebel liegt über der Landschaft. Da geht eine Leuchtkugel hoch. In ihrem matten Licht erkenne ich auf der Kuppe des kleinen Hügels rechts eine aufrecht stehende Gestalt. Noch einmal knattert eine

²⁸² Einige Zahlen über das Kräfteverhältnis Wehrmacht – Rote Armee

Im Oktober 1943 hat die Rote Armee das doppelte bis dreifache Übergewicht an Menschen und Material.

Das Verhältnis bei den	Soldaten betrug	1:2,2 für die Sowjets
	Panzern	1:3,2
	Geschützen	1:2,6

Darüber hinaus besitzen die Russen weit mehr großkalibrige Werfer als wir und ihre Infanterie verfügt über zahlreiche Maschinenpistolen und automatische Gewehre, während unsere Landser nach jedem Schuss das Gewehr wieder durchladen müssen. Der Russe hat Unmengen an Munition für alle Waffen, wir aber müssen mit jedem Schuss geizen.

(Im Original als Fußnote auf S 45b mit dem Vermerk „Zu S. 180 Mitte“, d. i. hier. – Die Zahlen können durch drei Quellen genau genug belegt werden. Soldaten 1:2,15 nennt [David M. Glantz](#) für Oktober 1943, gem. Mitt. [Luka Bilić](#) im [Eastern Front Research Forum](#). Panzer 1:3,2 ergibt sich für August 1943 aus den Angaben bei [Norman Krahe](#). Geschütze 1:2,4 ergibt sich für den 20.07.1943 aus (geschätzten) Zahlen der [Bundeszentrale für politische Bildung](#))

MPi. Kurze Rufe und die Detonation von Handgranaten mischen sich dazwischen. Das ist in meinem Graben! Jetzt ist es wieder still. Ich ziehe schnell einige Posten zusammen, gehe der Kampfstellung entgegen und riegele den Graben an einem Knick ab. Wir stehen und lauschen in die Dunkelheit hinein. Es ist kein Laut zu hören. Der Nebel dämpft alle Geräusche. Eine unheimliche Spannung liegt über dem Graben. Ein leichter Puff. Mit leisem Zischen steigt eine Leuchtkugel empor. Ihr schwacher, gelber Schein erhellt die Umgebung. Ich sehe keine Bewegung, aber die Lage muss geklärt werden. Ich schleiche vorsichtig von einem Grabenknicke zum nächsten, die MPi schussbereit in den Händen. Hinter mir folgen die Männer mit wurfbereiten Handgranaten. Wir rufen, und wenn sich niemand meldet, fliegen die Handgranaten über die Grabenecke hinter den nächsten Knick. Und während sie mit dumpfem Knall explodieren, springe ich einen Abschnitt weiter bis zur nächsten Grabenbiegung. Leuchtkugel hoch! Es ist äußerste Vorsicht geboten. Der Russe hat auch im Grabenkampf seine besondere Technik. Er baut sogenannte „Fuchslöcher“, d. h. er wühlt sich seitlich in die Grabenwände hinein. Wenn man dann im Graben entlang schießt, trifft man sie gar nicht.

Es scheint kein Iwan mehr im Graben zu sein. Trotzdem arbeiten wir uns schießend und werfend vorwärts. Nur ein Lebensmüder würde jetzt einfach durch den Graben laufen.

Da ruft jemand! Einer unserer Posten. Die Verbindung ist wiederhergestellt, das Grabenstück ist feindfrei. Der Iwan ist weg, so schnell wie er gekommen war. Wir erreichen den Posten, und bevor ich ihn fragen kann, meldet er schon: „Zwei Mann fehlen! Der Spieß ist auch weg!“ Dann berichtet der Posten: Er sah den Spieß quer über das Feld auf seinen Stand zukommen. Der Schützengraben macht hier nämlich einen fast rechtwinkligen Knick, den der Spieß abschneiden wollte. Plötzlich war Krachen und Kugelzischen um den Postenstand. Der Posten sprang instinktiv zu seiner MG-Stellung und sah gerade noch den Spieß in den Graben springen. Dort aber saßen schon die Russen drin. Der Hauptfeldwebel muss ihnen buchstäblich in die Arme gesprungen sein. Offenbar haben sie sich dann sofort zurückgezogen.

Armer Kerl. Der Spieß hatte sich früher als Zugführer das EK I erworben. Da war ihm nichts passiert. Dann wurde er Spieß und kam nur noch jeden zweiten Tag für kurze Zeit nach vorn. Und da erwischte es ihn! Vor zwanzig Minuten saß er noch in meinem Unterstand, jetzt sitzt er drüben. Nur knapp einhundert Meter entfernt steht die ganze deutsche Front und kann ihm nicht helfen!

Der bittere Zwischenfall ist vorüber. Die Posten beziehen wieder ihre Stellungen. Vor den Stichgraben, der unseren Schützengraben mit dem russischen drüben verbindet, stelle ich eine Wachverstärkung. Wie dieser Verbindungsgraben entstanden ist, weiß ich nicht. Jetzt ist er jedenfalls verdrahtet und durch einen Doppelposten gesichert. Zur Beruhigung der Männer gehe ich noch einmal zu allen Posten, spreche mit ihnen und kehre dann in meinen Bunker zurück.

Jetzt, da der Schnee wegzutauen beginnt, kommen zahllose Ausrüstungsgegenstände zum Vorschein, die durch die hin und her wogenden Kämpfe verloren gegangen sind oder die die Landser achtlos fortgeworfen haben, und die nun im Schlamm verkommen. Überall liegen Gasmasken herum. Die Dinger haben uns viel Ärger gemacht. Sie waren unbequem und wurden nie gebraucht. Die Landser haben sie später einfach weggeworfen. Nur die Büchse haben sie als Verpflegungsbehälter weiterhin benutzt. Sie hätten auch die Seitengewehre weggeworfen, wenn sie sie nicht als Büchsenöffner benötigt hätten (was verboten war). Außer Gasmasken finde ich Spaten, Zeltbahnen, Stahlhelme, Mengen von Munition und leeren Hülsen. Auch Gewehrgranaten sind dabei. Die wagt natürlich niemand mehr anzufassen, denn das sind empfindliche, hochexplosive Geschosse. Was hier und anderswo an der Front und im Hinterland durch Faulheit und Unordnung an Material verkommt, geht in die Millionenwerte. Durch Befehle allein kann man dem Übel nicht abhelfen. Das ist eine Frage der Erziehung zur Einsicht und Verantwortung. Dafür ist jetzt keine Zeit mehr, und die von pausenlosen Rückzugskämpfen erschöpfte Truppe hat nicht mehr genügend Kraft, um auch noch auf solche Dinge zu achten. Vielleicht hätte es schon etwas geholfen, wenn ab und zu ein Fahrzeug zum Abtransport gestellt worden wäre, falls überhaupt noch Fahrzeuge für solche Zwecke zur Verfügung gestanden hätten. Vielleicht ist es auch nur eine Frage der Organisation.

Meine Kompanie wird aus der Front herausgezogen und als Regimentsreserve zum Regimentsgefechtsstand verlegt, der etwa zwei bis drei Kilometer hinter der Front in einer Mulde liegt.

In den frontwärts gelegenen Hang ist eine Reihe von Bunkern hineingetrieben, für den Kommandeur und seinen Adju, für den Arzt, die Chefs der 13. und 14. Kompanie, für Nachrichtenleute und Reserven. Im Umkreis von mehreren hundert Metern stehen die Geschütze und Protzen der 13.

Kompanie und eine Batterie 10-cm-Feldhaubitzen. Für meine Kompanie und mich waren drei Bunker bereitgestellt. Einer für mich, zwei für die Männer.

Eben war ein Melder des Regimentskommandeurs hier, der mich zum Doppelkopfspielen holen sollte. Ich habe abgesagt mit der Begründung, dass ich nicht Kartenspielen könne. Das stimmt auch. Außerdem bin ich hundemüde. Aber „taktisch“ war es natürlich falsch. Jeder andere hätte die Gelegenheit, sich in die Gesellschaft des Regimentskommandeurs zu begeben, mit Freuden ergriffen, denn solche Kontakte sind ja meist sehr vorteilhaft.

Es ist wieder kälter geworden. Frischer Schnee bedeckt das weite Land. Ich bin eigentlich froh darüber, denn erstens ist der Boden wieder fest und zweitens gibt die Schneedecke auch nachts so viel Helligkeit, dass man wieder sehen kann.

18.2.44.²⁸³ Ich erwache mitten in der Nacht. Mir war, als hätte ich einen Abschuss gehört. Draußen heult der Sturm. Mit offenen Augen starre ich in die Finsternis und lausche. Mich fröstelt. Es muss sehr kalt geworden sein. Gegen das Fenster tupft ein feines, leises Rieseln. Schneesturm! Er fährt mit Heulen und Brummen um meinen Unterstand und rüttelt wütend an der klappernden Tür. Ich krieche tiefer unter meine Decke. Nur jetzt nicht heraus müssen! Da – tatsächlich – unsere Artillerie schießt! Es ist die Batterie hier in unserer Nähe. Wie ein dumpfer Paukenschlag dringt der Abschuss durch das Brausen des Windes. Es klingt sonderbar gedämpft. Wieder ein Abschuss. Da ist vorn etwas nicht in Ordnung. Das fehlte gerade noch, wenn jetzt der Iwan käme. Verwunderlich wäre es nicht, denn er sucht sich ja mit Vorliebe solches Wetter für seine Aktionen aus. Er ist dann im Vorteil, denn Wind und Sturm kommen meist aus Osten, und das verdammte Schneetreiben schlägt uns immer ins Gesicht und behindert die Beobachtung. Außerdem ist der Russe härter gegenüber Witterungseinflüssen. Hoffentlich schaffen sie es allein da vorn, denn sonst müssen wir womöglich noch heraus. Wir sind ja Reserve.

Waren das nicht Schritte? Ich hebe lauschend den Kopf. Das ist das dumpfe Knirschen von Schritten, die durch den Schnee stapfen. Jetzt sind sie heran, und schon donnert eine Faust gegen die Tür: „Herr Leutnant, Alarm! Kompanie sofort fertigmachen! Melden Sie sich beim Kommandeur!“ Verdammte Schweinerei! Das hat mir noch gefehlt! Ich steige eilig in die Kleider, schnalle um und gehe hinaus. Der Sturmwind nimmt mir fast den Atem. Ich stapfe durch den Schnee zum Kommandeursbunker. *Oberst*²⁸⁴ Haarhaus sitzt mit seinem Adjutanten am Tisch. Ich grüße, und er gibt mir mit kurzen Worten die Lage bekannt: „Der Russe ist im Abschnitt der 11. Kompanie eingebrochen und hat den Graben in etwa zweihundert Metern Breite besetzt. Sie müssen ihn wieder hinauswerfen. Beeilen Sie sich!“ Ich gehe zur Kompanie zurück. Die Männer waren schon von dem Melder alarmiert worden und sind beim Fertigmachen. Zwanzig Minuten später gehe ich mit dem ersten Zug los, nachdem ich mich beim Kommandeur abgemeldet habe. Der zweite Zug soll noch Handgranaten empfangen und dann nachkommen. Nach wenigen hundert Metern führt der Weg aus der Mulde den Hang hinauf. Dort, wo er den oberen Rand der Mulde erreicht, steht ein Strohschober. Hier mache ich halt, um den zweiten Zug zu erwarten. Nach einiger Zeit ist er heran, und wir setzen den Weg in Richtung Front fort.

Es sind nur zwei Kilometer bis zum Bataillon, aber der Weg ist völlig verschneit. Der Schneesturm nimmt mir jede Sicht. Der Kompass nützt auch nichts, weil es in diesem weißen Nichts keinerlei Anhaltspunkte gibt. So taste ich mich mühsam vorwärts, mich auf Instinkt und ein bisschen Kombination verlassend. Ich laufe an der Spitze der Kompanie. Das Gehen strengt an, denn ich muss als erster einen Weg durch den hohen Schnee bahnen. Der Sturm erschwert das Atmen und die Sicht. Und was ich sehe, ist flaches, grenzenloses, weißes Feld, ohne jeden Anhaltspunkt, verschleiert durch Wolken von wirbelndem Schnee. Inzwischen dämmert der Morgen herauf, und in dem fahlen Licht wird die Sicht etwas besser. Endlich stehe ich vor einer Mulde, die meiner Schätzung nach den Bataillonsgefechtsstand beherbergen könnte. Der Geländeform nach könnte es die richtige sein, aber ich sehe keinen Bunker, keinen Rauch, keine Menschen. Der Schnee hat alles zugedeckt, und der Sturm ist mit glättendem Besen darübergefahren. Als ich die Mulde vor einigen Tagen verließ, war sie schneefrei und dunkel. Jetzt liegt eine dicke Schneedecke über dem Land, die alle Oberflächenformen eingeebnet und mit einförmigem Weiß überzogen hat. Schließlich entdecke ich einen Bunkereingang. Ich weiß nicht, ob mich mein Instinkt oder ein gütiges Geschick hierher geführt hat, jedenfalls sind wir

²⁸³ KTB des LVII. Pz.K. vermerkt Feindangriffe am 14. (zwei Einbrüche, einer davon um 17.40 Uhr bereinigt) und 17.02.1944 (seit 4 Uhr) (NARA T-314 Roll 1495 Frame 000039/43)

²⁸⁴ im Original irrtümlich „Oberstleutnant“

an der richtigen Stelle. Nun finde ich mich sofort zurecht und melde mich beim Russenmüller, der jetzt das Bataillon führt. Ich erfahre Einzelheiten über die augenblickliche Lage und richte danach meinen Angriffsplan ein.

War schon der Anmarsch durch Schnee und Sturm nach einer nur halben Nachtruhe kräfteraubend, so geht es jetzt erst richtig los. Es wird nur ein Zug angreifen. Ich will auch nicht frontal auf den besetzten Graben losgehen, sondern werde ihn aus der Flanke aufrollen, und zwar vom Abschnitt der 10. Kompanie aus, den ich ja selbst lange besetzt hatte und das Gelände daher gut kenne.

Ich steige im jagenden Wirbel der Schneeflocken zur 10. Kompanie hinunter und gehe in den altbekannten Bunker, in dem ich zu meiner Überraschung Leutnant von Arnim antreffe, der die Kompanie jetzt führt. Er berichtet mir, dass die Sowjets bereits die Einbruchsstelle bei der 11. Kompanie erweitert hätten und in seinen Kompanieabschnitt eingedrungen waren und einen Teil seines Grabens besetzt hatten. Leutnant X hat sie aber inzwischen mit seinem Pionierzug im Gegenstoß wieder hinausgefeuert. Ich drehe mich nach dem Leutnant um. Es ist der Leutnant mit der Hornbrille, mit dem ich aus Meseritz gekommen war. Er sitzt in einer Ecke auf dem Boden und zieht schweigend und lässig an seiner Zigarette.

Der Abschnitt der 10. Kompanie ist also feindfrei. Er reicht bis an den kleinen Hügel, in dem sich noch ein Bunker befindet. An dem Hügel macht der Graben einen fast rechtwinkligen Knick nach rückwärts, und von da ab sitzt der Iwan noch im Graben. Es ist dieselbe Stelle, an der damals der Stoßtrupp eingedrungen war und meinen Spieß erwischt hat. Unser derzeitiger Bataillonsabschnitt eignet sich auch besonders gut für solche Überfälle, denn die beiden Frontlinien kommen sich hier ganz besonders nahe. An manchen Stellen ist der russische Graben kaum mehr als dreißig Meter entfernt.

Also los! Ich folge dem Graben in Richtung auf den Hügel hin. Hinter mir stapfen die Männer durch den Schnee. Der Graben bietet keinen Schutz mehr, denn er ist völlig zugeweht. Aber das dichte Schneetreiben deckt uns vor Feindsicht. Immer wieder steigen wir über die frischen Leichen von Rotarmisten, die vor einer Stunde bei dem Gegenstoß des Pionierzuges gefallen sind. Es sind junge Kerle dabei. Die Pioniere haben ja ordentlich aufgeräumt!

Wir haben den Hügel erreicht. Ich steige schnell in den Bunker, um das Bataillon vom Beginn meines Gegenstoßes zu unterrichten. Der zweite Zug setzt inzwischen zum Angriff an. Der Zugführer ist Ritterkreuzträger²⁸⁵, ein Gruppenführer trägt das EK I. Es ist derselbe Unteroffizier, der damals im Christitscher Wald das MG-Nest der Roten mit einer Wurfgranate aus der Leuchtpistole vernichtet hat.

Ich kurbele am Feldfernsprecher. Der Russenmüller meldet sich. Wir wechseln einige Bemerkungen, wobei er mir rät, den Gegenstoß selbst zu führen und nicht dem Zugführer zu überlassen. Das ärgert mich. Wenn ich ihn nicht hätte selbst führen wollen, wäre ich gar nicht erst mit heruntergegangen. Da nur ein Zug angreift, brauchte ich als Kompanieführer sowieso nicht unbedingt dabei zu sein. Aber ich muss zugeben, dass das Telefongespräch nicht wichtig war. War es vielleicht doch ein Anflug von Angst und Zögern, und das Telefonat nur eine Ausrede?

Ich verlasse den Bunker und gehe an dem Posten vorbei, wobei ich gewohnheitsmäßig einen Blick zum Feind hinüberwerfe. Da sehe ich zufällig durch ein Loch in den wogenden Schneemassen einen Russen herumlaufen. Er ist ca. achtzig Meter entfernt und hantiert dort in seiner Stellung herum. Auch der Posten hat ihn gesehen, steht aber reglos da, die Hände in den Manteltaschen vergraben, das Gewehr auf dem verschneiten Grabenrand. Ich brülle ihn an, warum er nicht schießt? Die Roten haben Scharfschützen drüben, die jeden von uns abknallen, den sie vor ihre Flinte bekommen. Und unser Posten guckt zu, wie der Iwan da drüben herumspaziert! Der Posten ist ein ganz junger Kerl, und der Schnee bläst ihm direkt ins Gesicht, wenn er zum Feind blickt. Ich lasse ihn stehen.

In einzelnen Sprüngen hetze ich durch den grundlosen Schnee meinem Zug nach. Ich erreiche den abgeschossenen Tigerpanzer und springe in die schützende Grube hinter dem Stahlkoloss. Da liegt ein Verwundeter: Der Unteroffizier mit dem EK I. Er hat einen Durchschuss durch beide Oberschenkel. Ob er nun hier liegen bleiben soll, fragt er. Ich lasse ihn gleich von zwei Männern forttragen, aber die beiden fehlen mir nun auch. Ich arbeite mich durch den Sturm vorwärts. Der erste Bunker ist genommen. Beim zweiten kommen mir zwei Männer entgegen und schreien durch den Sturm: „Zwei

²⁸⁵ *Stabsfeldwebel Friedrich-Karl Warwel* gehörte am 17.09.1943, als er das Ritterkreuz erhielt, noch zur 14. (Panzerjäger-) Kompanie.

Mann gefallen, durch Paktreffer!“ Dieser verdammte Schneesturm. Es ist wieder die alte Geschichte. Der Russe greift mit Rückenwind an, und wir haben den schneidenden Ostwind und den treibenden Schnee im Gesicht. Er bläst uns derart an, dass wir nur für Sekunden die Augen öffnen können. Der Russe aber sitzt in unseren Bunkern in Deckung und schießt uns einfach ab, sobald der Wind die wirbelnden Schneemassen wie einen Vorhang hebt und die Sicht für einen Augenblick freigibt.

Zwei Bunker haben wir schon. Aber der Pak-Treffer hat den Männern einen Schock versetzt. Es stockt etwas. Auch der Funker hat bisher noch keine Verbindung zum Bataillon herstellen können. Dabei ist es schon Mittag. Es hilft alles nichts, ich muss noch einmal anrufen. Wieder arbeite ich mich durch den tiefen Schnee zurück. Der Russenmüller ist wütend, weil er noch keine Meldung hat. Ich erkläre ihm die Ursache der Funkpanne, die ich inzwischen entdeckt habe. Der Funkverkehr war durch das Wrack des Tigerpanzers blockiert, der direkt zwischen dem Funker und dem Bataillonsgefechtsstand lag. Das kleine TF-Gerät (*Tornister-Funkgerät*) war diesem Hindernis nicht gewachsen. Nachdem Russenmüller genug gemeckert hat, hänge ich ein und mache den beschwerlichen Weg zum dritten Mal. Wieder haste ich durch den knietiefen Schnee, verschnaue mit fliegendem Atem und jagendem Herzen, bis ich den Zug wieder erreicht habe. Die Männer sind kaum weitergekommen. Ich wische mir den Schnee aus den Augen und versuche, etwas vom Feind zu erkennen. Unmöglich! Wolken von Schnee verschleiern die Sicht nach zwanzig Metern. Nur für kurze Augenblicke fegt der Wind eine Strecke frei, aber auch dann ist nichts zu erkennen. Die Schneemassen haben alles unter sich begraben. Die Unebenheiten des Geländes sind geglättet. Selbst die flachen Buckel der Unterstände sind kaum noch zu erkennen. Wir sollen Bunker stürmen, die man nicht sieht! Aber der Iwan muss raus aus dem Graben. Wenn wir es bis zum Abend nicht geschafft haben, bringt er in der Nacht Verstärkung heran, und dann wird die ganze Stellung unhaltbar.

Ich dränge die Männer vorwärts. Mir fällt auf, dass es so wenige sind. Da erkenne ich einen fast verschneiten Bunkereingang. Wie von einer plötzlichen Eingebung getrieben, zwänge ich mich durch den engen Einstieg und lasse mich hinuntergleiten. Sieh da! Hier sitzen vier Landser und warten gleichmütig den Lauf der Dinge da oben ab. Ich brülle sie wütend an und jage sie hinaus. Vorwärts. angreifen! Nun geht es langsam vorwärts, ran an den dritten Bunker. Aber wo liegt er wohl? Der Graben ist längst zugeweht. Man kann nicht mehr erkennen, wo er einmal langlief. Ich versuche, mir den Stellungsplan und den Grabenverlauf ins Gedächtnis zu rufen. Hier muss etwa die Stelle sein, wo der Graben eine Biegung zum Feind hin macht. Aber zu sehen ist nichts. Wenn ich die Augen öffnen will, schlägt mir der Schnee hinein. Es ist schon mehr ein Kampf gegen den Schnee als gegen den Iwan. Wir stapfen weiter, stürzen, bleiben eine Weile liegen, um Kraft und Atem zu schöpfen. Die Männer zögern. Die gefallenen Kameraden sind nicht mehr zu sehen. Der Schnee hat sie schon begraben.

Die MGs geben keinen Schuss mehr von sich. Die Schlösser sind eingefroren. Die Muni-Schützen, die ihre Kästen einen Augenblick abstellen, finden sie nur mit Mühe wieder. Sie sind in den lockeren Schnee eingesunken und in kurzer Zeit zugeweht. Meine MPi ist völlig vereist. Diese Mistdinge taugen überhaupt nichts. Mein Tarnanzug ist durchgeweicht. Der Schnee ist in Stiefel und Ärmel gedrunken und hat sich in Wasser aufgelöst. Die Handschuhe sind klatschnass, die Finger steif. Den Männern geht es ebenso. Sie sind kaum noch vorwärts zu kriegen.

Es fällt schon lange kein Schuss mehr. Kann uns der Iwan auch nicht mehr sehen? Oder hat er sich schon zurückgezogen? Oder gehen wir in der falschen Richtung vor? Und die Pak? Wo steht die verfluchte Pak? Der russische Graben ist hier höchstens hundert Meter entfernt.

Nach einiger Zeit finden wir den dritten Bunker doch noch. Er ist leer. Also hat sich Iwan anscheinend doch abgesetzt. Jetzt fehlt nur noch ein Bunker, wenn ich die Karte richtig im Kopf habe.

Inzwischen ist es Nachmittag geworden. Ich muss das Bataillon vom Stand der Dinge unterrichten. Einen Mann zu schicken, hat keinen Sinn, also gehe ich zum dritten Mal diesen elenden Weg. Ich bin fast am Ende meiner Kräfte und wanke keuchend in den Bunker. Der Russenmüller tobt. Wo ich bleibe? was eigentlich los sei? warum ich mich nicht melde? Dieser ahnungsvolle Engel! der sitzt da oben in Hemdsärmeln in seinem überhitzten Bunker und hat keine blasse Ahnung, wie es hier unten aussieht. Der hat noch nie im Graben gestanden. Man sollte doch nur Infanteristen zu Bataillonsführern machen, und keine Leute von hinten. Aber ich kann seinen Ärger verstehen. Es kränkt diesen aufgeblasenen Prahlhans furchtbar, dass er dem Regiment keinen schnellen Erfolg melden konnte. Er hätte so gern mit seiner lauten, selbstbewussten Stimme getönt: „Seht her, bei mir klappt alles wie am Schnürchen!“

Ich melde ihm also zunächst, dass der Graben wieder in unserer Hand ist, mit Ausnahme eines Bunkers, den ich im Schneesturm nicht finden kann. Ich erkläre ihm nochmals, dass der Funkverkehr mit dem TF-Gerät anfangs durch das dazwischenliegende Panzerwrack gestört war. Ich melde ihm weiter, dass der Gegenstoß zwei Tote und vier Verwundete gekostet hat. Müller scheint sich von alledem keine rechte Vorstellung machen zu können. Schließlich kündigt er mir eine Verstärkung an. Ein Zug der 14. Kompanie unter Führung eines Leutnants sei unterwegs. Das ist jetzt natürlich nicht mehr nötig, aber der Zug war schon vor meinem Anruf in Marsch gesetzt worden, weil sie oben nicht wussten, dass mein Gegenstoß inzwischen beendet war, fast beendet.

Ich lege den Hörer auf und mache wieder diesen fürchterlichen Weg zurück zu meiner Angriffsspitze. Was hätte ich mir heute an Anstrengungen ersparen können, wenn dieses dämliche Funkgerät funktioniert hätte! Inzwischen ist es Spätnachmittag, und plötzlich lässt das Schneetreiben nach: Kurze Zeit später fallen nur noch wenige Flocken. Schräg hinter uns sehen wir den Zug der 14. Kompanie den Hang herunterkommen. Als sie uns erreicht haben, ist die Luft völlig klar und die Sicht ausgezeichnet. Jetzt finden wir auch den letzten Bunker. Er ist ebenfalls leer. Die Russen müssen nach anfänglichem Widerstand die besetzten Bunker aufgegeben und sich zurückgezogen haben, ohne dass wir es bemerkt haben. Sie hatten sich im Schutz des Schneetreibens zurückgezogen. Der Leutnant der 14. Kompanie lächelt wie ein Held. Er kam, sah und siegte!

Es ist 6 Uhr abends. Ich habe Befehl erhalten, den wiedergewonnenen Graben zu besetzen. Also treffe ich Vorbereitungen, um ihn wieder in brauchbaren Verteidigungszustand zu versetzen. Ich verteile die Männer auf die einzelnen Bunker, lasse die Eingänge freischaufeln und den Graben neben dem Bunker so weit vom Schnee befreien, dass wenigstens die Posten darin stehen können. Gegen Abend erscheint noch ein Artillerieleutnant, der uns als VB (*Vorgeschobener Beobachter*) zugeteilt ist und gleich beginnt, seine Batterie auf einen Sperrfeuerraum vor unserem Graben einzuschießen.

Ich selbst habe mit meinem Melder und dem Sanitäter den zuletzt besetzten Unterstand bezogen. Mein Melder ist gerade dabei, den Schnee aus dem Bunker zu schaufeln, den der Sturm hineingeweht hatte. Da stößt er auf elastischen Widerstand. Nach ein paar weiteren Spatenstichen wird der Schnee blutig, und dann kratzt der Spaten über eine braune Uniform. Ein toter Iwan. Also hatte unser Feuer trotz des Schneetreibens einige Wirkung gehabt. Bald ist der Körper freigeschippt. Seine Schädeldecke ist völlig zertrümmert, das zerrissene Gehirn liegt frei. Der Melder tut erstaunt: „Nanu, Iwan“, redet er den Toten an, „was willst Du denn noch hier? Du hast ja einen kaputten Kopp!“ Ich verweise ihm seine frivolen Reden und sage etwas von Pietät. Aber ich muss gestehen, dass der drollig-komische Tonfall dieses Monologs auch mich zum Lachen reizte, und ich Mühe hatte, es zu unterdrücken. Inzwischen zerrt der Melder, ungerührt von meiner Mahnung und dem furchtbaren Anblick, die Leiche mit einem letzten Ruck aus dem Bunker heraus, so dass dem Toten ein Teil des Gehirns aus dem zertrümmerten Schädel fällt. „He, Alter, Du verlierst ja Deinen Kopp!“, höhnt der Melder wieder. Ich rüge ihn nochmals, und er sagt nun nichts mehr.

Zynismus? Gefühlskälte? Ehrfurchtlosigkeit? Ich glaube es nicht. Dem Frontkämpfer ist der Tod ein alltäglicher Genosse, und Leichen sieht er so oft, dass ihn deren Anblick nicht mehr erschüttert. Der Krieger stumpft dagegen ab, und vielleicht ist das ein von der Natur zu ihrem eigenen Schutz eingerichteter Vorgang. Wer sich gegen solche Anblicke und Gefühle nicht wappnet, wird nervenkrank. Vielleicht auch verbirgt er seine Erschütterung hinter solchen schnodderigen Reden, um nicht zu zeigen, dass er ergriffen ist. Und schließlich war der Tote sein Feind, der, wenn er konnte, ebenso kaltblütig uns abgeschossen hätte. Jeder tote Russe ist ein Gewehr weniger da drüben. Vielleicht war der Melder auch in einer gewissen euphorischen Gemütsverfassung nach den Unbilden dieses fürchterlichen Tages und äußerte dies in der recht grobschlächtigen Art gegenüber dem Toten.

Der Bunker ist von den Spuren des letzten Kampfes gereinigt. Der Schnee ist heraus geschaufelt, die Tür lässt sich wieder schließen. Wir machen es uns auf den blanken Pritschen so bequem wie möglich. (Iwan hat bei seiner Flucht alles mitgenommen. Wir liegen auf den nackten Brettern.) Endlich können wir nach den erschöpfenden Strapazen dieses Tages ausruhen.

Gestern abend war mit der Verpflegung noch ein Karton Schokolade für uns herunter gekommen. Die habe ich jetzt verteilt. So beginnt der neue Tag nach einem halbwegs erholsamen Nachtschlaf mit einem kleinen Leckerbissen zum üblichen frugalen Frühstück. Auch der Artillerieleutnant hat selbstverständlich einen Riegel abbekommen. Wir müssen uns die Artillerie warm halten! Der Schützling der **Heiligen Barbara** lässt dann sicherheitshalber noch drei Schuss auf den Sperrfeuerraum

vor unseren Bunker setzen. Er hat den Hörer in der Hand: „Abschuss!“ – Bruch! „Weit – Entfernung 3100 – Abschuss!“ – Sssiiu-Bruch! Der saß nah! 20 m vor dem Bunker! Das genügt uns.

Der Morgen ist grau, der Himmel von tieffliegenden Wolken verhangen. Es hatte die ganze Nacht geschneit. Ich steige zur Tür hinaus und blicke die Front entlang. Heftiges Schneetreiben fegt schon wieder über das Land. An einigen Stellen erkenne ich einzelne Gestalten, die mit Schaufeln hantieren. Das sind die Posten, die die Bunkereingänge freihalten müssen. Sie haben schon die ganze Nacht geschippt und dabei nicht mehr erreicht als gerade den Eingang offen zu halten, denn es fiel genau so viel Schnee vom Himmel herunter, als sie gerade immer wegschaufeln konnten. An Wache und Beobachtung war dabei nicht zu denken.

Es ist eiskalt. Die Erledigung der täglichen Notdurft draußen ist ein echtes Problem.

Abends löst uns derselbe Zug ab, der von den Russen hier hinausgeworfen worden war. Es sind 30 Mann der IG-Kompanie. Da sie im Grabenkampf völlig unerfahren sind, ist ihre Unsicherheit groß und ihre Standhaftigkeit gering. Ich sammle meinen Zug und kehre zum Bataillon zurück. Auf Anweisung des Regiments sollen wir nicht dorthin zurückkehren, sondern gleich vorn beim Bataillon bleiben, um im Alarmfall schneller zur Stelle zu sein. Ich beziehe daher mit meinem Kompanietrupp und einer Reservegruppe gemeinsam einen Bunker. Der Kompanietrupp besteht zur Zeit nur aus einem Melder, einem Gefechtsschreiber und einem Sanitäter, die Reservegruppe aus sechs Mann.

Der Batailloner ist ein Nervenbündel. Ich bin eben erst von unten herauf gekommen und habe die Männer kaum auf die Bunker verteilt, da ruft er schon an und will die Gerätemeldung haben. Da die Gruppen noch nicht einmal Zeit zur Meldung hatten, kann ich ihm noch nichts sagen. Er aber drängt: „Sie müssen doch eine ungefähre Übersicht haben. Ich muss doch dem Regiment Meldung machen!“ (Er hätte besser sagen sollen: „Ich möchte dem Regiment schnellstens Meldung machen, damit sie dort sehen, was ich für ein fixer Kerl bin!“) Also gebe ich ihm eine ungefähre Übersicht. Es fehlen tatsächlich ein MG und einige Munitionskästen. Da platzt er förmlich vor Entsetzen über diese Verluste. Er schreit so laut in die Muschel, dass ich sie weit vom Ohr weghalte. Zweifellos ist der Verlust ärgerlich, aber es hätte ja noch viel schlimmer sein können. Durch das Gebrüll bin ich nun auch kribbelig geworden. Abend schicke ich den verantwortlichen Gruppenführer und den Munischützen mit dem Verpflegungsschlitten hinunter, damit sie das Verlorene suchen. Eine Stunde später sind sie schon wieder zurück, natürlich unverrichteter Dinge. Zweifellos ist es fast unmöglich, das Zeug jetzt in dem tiefen Schnee wiederzufinden. Ich bin aber ziemlich sicher, dass sie gar nicht erst gesucht haben. Ich habe sie auch im Verdacht, dass sie das schwere Gerät absichtlich im Schnee haben stehen lassen, um es nicht weiterhin schleppen zu müssen.

Natürlich ist zunächst der Gruppenführer und dann der Zugführer für sein Gerät verantwortlich. Aber letztlich bleibt die Verantwortung beim Kompanieführer hängen. Es sei denn, der ist so clever, die Verantwortung seinen Untergebenen anzulasten. Der Kompanieführer muss seine Unterführer eben entsprechen erziehen. Aber wie soll ich das z. B. bewerkstelligen, wenn ich außer meiner eigenen Kompanie immer wieder auch noch eine zweite und dritte Kompanie unterstellt bekomme, deren Männer ich nie kennenlerne, weil ich sie nach einigen Wochen schon wieder abgebe? Außerdem ist die Truppe von heute nicht mehr die von 1939.

Bei unseren Nachschubschwierigkeiten ist der Verlust von Waffen und Gerät eine ernste Angelegenheit, und ich bin der letzte, der solche Schlamperei auf die leichte Schulter nimmt. Aber ein Angriff bei solchem Schneesturm ist auch außergewöhnlich und geht eben nicht ohne Verluste ab. So einfach, wie sich der Herr Oberleutnant oben in seinem warmen Bunker das vorstellt, geht es nicht. Der hat noch nie einen Graben im Sturm genommen. Wir haben beidem Unternehmen zwei Tote und vier Verwundete gehabt. Darüber hat der Kerl nicht ein einziges Wort verloren!! Ich koche vor Wut und bin zur Zeit nicht zu genießen.

Heute abend ist nach langer Zeit wieder einmal Heimatpost gekommen. Ich habe 14 Briefe dabei, alle von Carola. Das besänftigt mich ein wenig. Die Briefe sind alle sehr lang. In einem liegt ihr **Bild in Postkartenformat**. Carola! Während ich noch in den Anblick meiner Verlobten vertieft bin, kommt der Adju herein. Ich rede mir nun meinen ganzen Zorn vom Leibe. Er wird das ja alles seinem Chef nachher wieder erzählen, was ich von ihm und der ganzen Sache halte. Aber das soll er auch. Dann sprechen wir von persönlichen Dingen und erinnern uns an unsere gemeinsam verlebte Zeit bei der Försterei und in Frankreich. Da erblickt er Carolas Bild und nimmt es in die Hand. „Mensch, Anerkennung,“ platzt er heraus, „Wissen Sie, mit so einer Verlobten würde ich mich über den Batailloner nicht ärgern!“ Dann ging er.

Ich stehe draußen vor der Bunkertür. Unten in dem dämmerigen Bunker sitzt der Gefechtsschreiber am Tisch und schreibt. Er hat drei brennende Kerzen vor sich stehen. Da höre ich, wie der Sanitäter zu ihm sagt: „Mensch, lass’ nicht so viel Kerzen brennen. Wenn der Alte das sieht, wird er verrückt!“

Unglaublich, wie leicht man sich verirren kann! Vor zwei Minuten habe ich den Bunker zu einer kurzen Verrichtung verlassen. Ich war die Treppe hinaufgestiegen, bin noch etwa zehn Meter weitergegangen und dann stehen geblieben. Die Winternacht ist so hell, dass man einige hundert Meter im Umkreis sehen kann: Eine weiße, tiefverschneite Landschaft. Dann drehe ich mich um und gehe die wenigen Schritte zum Bunker zurück – aber ich finde den Eingang nicht! Ich gehe noch ein paar Schritte vorwärts, dann wieder zurück. Ich wende mich vorsichtig etwas nach links, dann nach rechts. Nichts! Ich bleibe stehen und blicke aufmerksam in die Runde. Der Bunkerhügel müsste doch zu erkennen sein. Aber der tiefe Schnee hat alles unter einer gleichförmigen Decke begraben. Ich lausche. Hier in der Nähe sind doch mehrere Bunker, in denen 35 Mann untergebracht sind. Da muss doch mal ein Laut zu hören sein. Nichts. Da, endlich, taucht ein Landser aus der Schneedecke empor, als wenn er der Erde entsteige. Er kommt aus einem der Mannschaftsunterstände, zwanzig Meter entfernt. Wahrscheinlich hat er dasselbe vor wie ich. Nun kann ich mich orientieren und finde mein Erdloch wieder. Genauso lautlos, wie der Landser aufgetaucht ist, verschwinde ich wieder von der Erdoberfläche und tauche durch den schmalen Spalt hinab in die Wärme des Bunkers in der Erde unter der dicken Schneedecke.

Ich kann nicht einschlafen. Mitternacht ist längst vorüber, und ich wälze mich ruhelos auf meiner Pritsche hin und her. Die Nervenanspannung der beiden letzten Tage und der Ärger über den Bataillon rumoren noch in meinem Innern. Tausend Gedanken irrlichtern durch mein Gehirn und verscheuchen den Schlaf. Und ich hätte ihn nach den Anstrengungen der letzten Tage so dringend nötig! Stunde um Stunde verrinnt. 3 Uhr morgens – 4 Uhr morgens.

Heute ist der 21.2.44.

Da rasselt das Telefon. Ich hebe den Hörer ans Ohr und höre die aufgeregte Stimme des Russenmüller: „Alarm! der Russe ist wieder an derselben Stelle in unseren Graben eingebrochen. Kompanie sofort fertigmachen. Sie melden sich bei mir!“ Im Abhängen höre ich noch, wie er die Infanterie-Geschütz-Kompanie anruft. Wahrscheinlich will er Sperrfeuer anfordern.

Die Müdigkeit ist wie weggeblasen. Da ich fast angekleidet schlafe, bin ich schnell fertig und laufe zum Bataillonsgefechtsstand. Der Bataillonsführer empfängt mich gleich mit der Lagemeldung: „Schrödter, der Russe sitzt schon wieder in unserem Graben, im selben Abschnitt wie vorgestern. Schmeißen Sie ihn raus!“ Und dann greift er schon wieder zum Fernsprecher, während ich den Gefechtsstand verlasse. Ich steige in den Mannschaftsbunker hinunter. Die Männer waren schon vom Bataillon alarmiert und sind fast fertig, zeigen aber keine besondere Eile. Einige schnallen noch um, einer ist noch beim Essen, ein anderer erledigt noch ein größeres Geschäft. So viel Gelassenheit bringt mich fast schon wieder in Harnisch. Es sind zwar nur einige, aber sie verzögern die Aktion. Überdies ist es dumm. Denn je heller es wird, umso schwieriger wird unsere Annäherung an den Gegner. Je später wir kommen, umso fester hat sich der Russe im Graben verschanzt und seine Stellung ausgebaut. Die Folgen solcher Langsamkeit müssen wir mit unserem Blut bezahlen. Aber so weit denken die Landser nicht. Ich treibe zur Eile und gebe noch Befehl, einen Kasten Handgranaten mitzunehmen. Dann setzen sich die ersten Gruppen in Marsch.

An dem großen Strohschober in unserer zweiten Linie oben am Rand des Hanges kommen mir die ersten Männer des Zuges entgegen, die der Russe nun schon zum zweiten Mal aus dem Graben geworfen hat. Allen voran der Feldwebel, der den Zug „führt“. Ich befehle ihm, sich dem Gegenstoß anzuschließen. Seine Männer machen zögernd kehrt, aber der Feldwebel macht Einwände. Ich erkenne sofort, dass dieser schlappe Haufen völlig demoralisiert ist. Der Feldwebel ist ein Feigling. Darum hat auch der Zug versagt, weil sein Führer nichts taugt. So lasse ich sie denn lieber zurückgehen und steige mit meinen Männern allein den Hang hinunter.

Der **zweite Gegenstoß** beginnt. Meine Uhr zeigt 6 Uhr. Es ist schon hell. Der Himmel ist klar. Die Luft ist kalt. Die Sicht ist ausgezeichnet. Es ist die scheußlichste Angriffsposition, die man sich denken kann. Die Bolschewiken sitzen in den Bunkern und im Schutz des Grabens, während wir über eine völlig freie, verschneite Fläche angreifen müssen, die außer dem tiefen Schnee keinerlei Deckung bietet. Außerdem ist der Hang zum Gegner hin noch leicht geneigt, so dass er auch den letzten Mann deutlich auf der glatten, weißen Schneefläche sehen kann.

Da geht es auch schon los! Bruch-bruch-brach! Granatwerfer! Wir sind also erkannt. Kein Wunder, mit unserer grünbunten Tarnbekleidung heben wir uns bestens von der weißen Schneedecke ab. Schon beim ersten Einschlag lagen wir flach im Schnee. Jetzt ist eine kleine Pause entstanden. Sie korrigieren ihre Schießwerte. Ehe die nächste Salve kommt, müssen wir hier weg sein. Da ich vorn an der Spitze liege, drehe ich mich um und will den Männern einen Befehl zurufen. Da laufen doch wahrhaftig schon welche zurück! Ich donnere sie an, dass sie sich sofort hinwerfen und wieder zurückgekröchen kommen. Das sind die Kerle, die im Bruchteil einer Schrecksekunde eine Panik auslösen und alles mit zurückreißen. Rumm-wumm – eine neue Serie von Einschlägen. Zwischen den Einschlägen brülle ich: „Ran an den Graben, dann können uns die Werfer nicht fassen!“ Und dann: „Gruppenweise vorarbeiten! Sprung auf, marsch-marsch!“ Ich springe auf und laufe vorwärts. Ein paar beherzte Landser springen sofort mit. Gutes Beispiel wirkt besser als Erklärungen. Wir arbeiten uns sprungweise vor. Noch zweihundert Meter. Das Granatwerferfeuer hat aufgehört. Vom Graben her fallen nur vereinzelte Schüsse. Ich erkenne ihn auch noch gar nicht. Da das Vorarbeiten durch den tiefen Schnee sehr anstrengend ist, stehe ich einfach auf und gehe vorwärts. Es bleibt ruhig. Auch die Männer folgen mir nun aufrecht gehend. So nähern wir uns dem Graben, die Waffen schussbereit haltend.

„Vorsicht, Herr Leutnant, die Russen haben ein MG im Graben!“ Der Ruf kommt schräg von vorn. Da erkenne ich sie auch schon. Schräg links, fünfzig Meter entfernt, liegen drei deutsche Landser hinter einer kleinen, flachen Schneewehe. Drei Landser mit einem leichten Maschinengewehr. Sie haben bei dem überraschenden Angriff der Russen heute nacht den Graben nach rückwärts verlassen, sind aber gleich wieder hinter dieser kleinen Schneewelle in Stellung gegangen und haben die Sowjets von hier aus in Schach gehalten. So liegen sie seit drei Stunden hier im Schnee, fünfzig Meter vor dem besetzten Graben, die Mündung ihres MG auf die Einbruchsstelle gerichtet, und schießen auf alles, was sich im Graben bewegt.

Mit ein paar Sprüngen bin ich bei ihnen und werfe mich neben sie in den Schnee. Von hier kann ich das besetzte Grabenstück ziemlich gut übersehen. Ich erkenne auch das russische schwere Maschinengewehr. Es steht genau an der Stelle, an der ich auf den Graben gestoßen bin. Um das MG herum liegt ein Wall von Toten. Ich zähle zwölf Leichen. Das war die Arbeit der drei mutigen Männer! Dieses MG war die stärkste Waffe, die die Russen im Augenblick zur Verfügung hatten. Wenn sie es zum Einsatz bringen könnten, hätte ich einen verdammt schweren Stand. Deshalb versuchen die Iwans immer wieder unter Lebensgefahr, es in Stellung zu bringen. Aber sobald ein Rotarmist versuchte, an das MG heranzukommen, jagten die drei ihre Garben dazwischen. Es war ein erbitterter Kampf. Drei Männer legen eine 20-fache Übermacht lahm, weil sie Mut haben!

Mein Plan ist schon fertig. Zuerst muss das MG genommen werden. Ein paar kurze Befehle: „1. Zug greift den ersten Bunker rechts an! MG Möller schirmt gegen den zweiten Bunker rechts ab! Kompanietrupp zu mir, wir nehmen das MG! Fertig – Angreifen!“ Ich krieche mit meinem Kompanietrupp in einem kurzen Bogen seitlich auf das MG zu. Die drei Männer mit dem IMG geben mir Feuerschutz. Ratternde Feuerstöße klatschen zwischen tote und lebendige Russen an ihrem MG/08²⁸⁶. Gewehrsschüsse peitschen uns entgegen. Wir erwidern das Feuer, abwechselnd kriechend und schießend. Die Roten lassen von dem MG ab und ziehen sich in den Bunker zurück, von wo aus sie sich erbittert zur Wehr setzen. Ein Sprung – ich bin an dem russischen MG. Das erste Beutestück. Die Iwans haben nun ihre stärkste und gefährlichste Waffe verloren. Ein schwerverwundeter Iwan versucht, zu den russischen Stellungen zurückzukriechen. Ich lasse ihn gewähren. Er kommt vor Schwäche kaum vorwärts und wird es sowieso nicht schaffen.

Ich krieche nun mit meinen Männern zwischen den erdbraunen Leichen hindurch auf den ersten Bunker zu. Mein 1. Zug ist ja schon im Begriff, ihn frontal anzugreifen, und ich kann ihn nun, da ich schon im Graben bin, auch noch von der Seite angreifen. Der Graben ist zwar zugeschneit, aber infolge des eingesackten Schnees markiert er sich als schmale, langgestreckte Rinne. Wir haben den Bunker jetzt in die Zange genommen, denn wir liegen fast im Halbkreis um ihn herum. Neben mir liegt mein treuer Melder, schräg vor mir zwei Mann mit einem IMG, hinter mir einige andere und der Sani. Flach in den Schnee gedrückt, die weitgeöffneten Augen aufmerksam auf den Bunker gerichtet, die Waffen schussbereit haltend, pirschen wir uns heran, näher und näher.

²⁸⁶ *wahrscheinlich ein dem deutschen MG 08 ähnliches russisches PM 1910*

Die Roten haben kaum noch Bewegungsfreiheit. Sie sind auf den Bunker zusammengedrängt und auf das kleine Grabenstück daneben, das für den Posten schneefrei gehalten wird. Sobald ein Iwan den Kopf über den Grabenrand erhebt, peitschen ein paar Schüsse von uns herüber. Die Russen wehren sich und schleudern aus der Deckung Handgranaten gegen uns. Schießen können sie nicht mehr, denn ehe sie ihr Gewehr in Anschlag bringen können, prasseln ihnen unsere Kugeln um die Ohren.

Da ruft mich die MG-Bedienung an, die schräg rechts vor mir liegt. Ich blicke hinüber. Der Schütze 2²⁸⁷ hebt seinen Arm. Er ist blutrot und hat eine seltsame Form. Knochen zerschossen. Der erste Verwundete. Ich schicke ihn durch eine Handbewegung nach hinten, und er kriecht zurück. Hinter mir liegt ja der Sani. Ich drehe mich um und sehe ihn schon. Er hebt seine Nase über eine Schneewehe und lugt wie ein Hase über die Deckung.

Der Schuss kam drüben von dem zweiten Bunker. Der ist ja auch voller Iwans, die ihren bedrängten Kameraden Feuerunterstützung geben. Ich warne daher durch Zuruf: „Achtung vor dem zweiten Bunker rechts!“ Gleichzeitig treibe ich zur Eile: „Ran an den ersten Bunker – Hurraaah!“ Wir springen geschlossen auf den Bunker zu. Die Russen antworten mit einer Serie von Handgranaten, die sie uns entgegen schleudern. Mit einem dumpfen, erstickten Ton explodieren sie in der tiefen Schneedecke. Wieder stürzt einer meiner Männer verwundet in den Schnee.

Die Salve hat uns wieder auf den Boden gezwungen. Immerhin sind wir jetzt auf dreißig Meter heran. Einbruchsentfernung.

Bevor ich zur letzten Phase, dem Einbruch in den Graben, fertig machen kann, zieht mein Melder neben mir noch eine Handgranate ab und wirft sie hinüber. Sie fliegt im Bogen auf den Graben zu und will in den Postenstand fallen. In demselben Augenblick aber hebt gerade ein Iwan plötzlich den Kopf, um schnell einen kurzen Blick über den Grabenrand zu werfen. Da knallt ihm die Handgranate genau auf den Stahlhelm, prallt ab und springt in kurzem Bogen weiter auf den hinteren Grabenrand, wo sie donnernd zerkracht. Der Iwan war blitzschnell verschwunden. Aber die Situation war von so origineller Komik, dass wir später darüber schallend gelacht haben.

Mein Melder ist nicht zu bremsen. Er zieht noch eine Handgranate ab, springt auf und wirft sie im Laufen zum Iwan hinüber. Ich rufe ihn zurück. Der ist imstande und springt allein in den Graben.

„Fertigmachen zum Einbruch!“ Alte Hasen wissen, was sie jetzt zu tun haben: Handgranate bereitlegen, auf Kommando gleichzeitig werfen und im Augenblick der Detonation bei „Sprung auf-marsch-marsch!“ die letzten zwanzig bis dreißig Meter im Laufschrift, aus allen Waffen schießend, auf den Graben bzw. die feindliche Stellung zustürmen. (Die Methode kann aber je nach Lage wechseln.) Ich hebe meine MPi, um nochmal auf den Bunker zu feuern. Da versagt sie. Beim Robben durch den tiefen Schnee ist sie in den Schnee geraten und streikt.

Immer das alte Lied mit unseren Waffen. Dem russischen Winter sind sie nicht gewachsen. Vor allem diese MPi taugt nichts. Im Sommer geht sie zu leicht los und im Winter bei großer Kälte versagt sie. Die russische MPi schießt bei jedem Wetter! Ähnlich ist es mit unserem MG 42. Eine hervorragende Waffe mit hoher Schussfolge und entsprechend vernichtender Wirkung – wenn sie schießt! Aber bei den eisigen Temperaturen tut sie das oft nicht!

Während mir dieser Gedanke blitzartig durch den Kopf geht, und ich meine Maschinenpistole vor Wut am liebsten weggeschmissen hätte, da heben sich plötzlich drüben im Graben zwei Hände. Sie ergeben sich! Wir stellen das Feuer ein, ich rufe die Russen an, und dann kommen sie heraus. 2 – 4 – 6 – 8 Mann. Ich hebe, auf dem Bauch liegend, vor Freude den Arm und rufe: „Hurra, wir haben gewonnen!“ Der vorderste Rotarmist kommt auf mich zu. Er beugt sich zu mir nieder, streckt mir beide Hände entgegen und sagt: „Spassiba, pan, spassiba!“²⁸⁸ Er ist glücklich, dass er am Leben bleibt. Nun wollen sie auch gleich nach hinten, von der Front weg, und fragen mich wiederholt: „Nasad, pan?“²⁸⁹ Aber ich gebe dem Sani Befehl, sie zunächst in die Grube hinter dem abgeschossenen Tigerpanzer zu bringen und dort zu warten, bis wir auch die übrigen Bunker ausgeräumt haben. Er kann ja inzwischen die Verwundeten versorgen.

²⁸⁷ Die zu einem MG gehörenden Mannschaften hatten bestimmte Aufgaben, die durch Nummern bezeichnet wurden. Schütze 1 war der Richtschütze, der mit dem MG schoss, Schütze 2 der Ladeschütze, der die Funktion des Munitionsgurtes überwachte; die Schützen 3-5 waren die Munitionsschützen, die die leeren Munitionskisten wegbrachten und neue heranholten. Ein Gewehrführer (im Frieden: Unteroffizier) überwachte das ganze.

²⁸⁸ спасибо, пан, спасибо! (ukrainisch) Danke, Herr, danke!

²⁸⁹ назад, пан? Nach hinten, Herr?

Nun ran an den zweiten Bunker! Wir robben uns an den Unterstand heran. Um ihn besser sehen zu können, erhebt sich einer meiner Männer und stellt sich aufrecht auf den Hügel des eben eroberten Bunkers. Ehe ich ihn anrufen kann, kracht ein Schuss, und der Soldat bricht lautlos zusammen. So ein Leichtsinn! Wie kann man sich da oben in voller Größe als Zielscheibe hinstellen, wenn der Gegner in sechzig Metern Entfernung auf der Lauer liegt und um sein Leben kämpft! Es ist ein Jammer, denn auch dieser Mann war einer der besten und anständigsten Soldaten meiner Kompanie. Und die werden sowieso immer seltener.

Der Sani ist schon neben mir. „Herr Leutnant, geben Sie mir Feuerschutz, ich hole ihn zurück!“ Ich will mich aber nicht in Einzelaktionen zersplittern, zumal der Mann wahrscheinlich tot ist. Deshalb sage ich: „Nein, wir müssen alle vorwärts, dann kommt er ohnehin hinter uns zu liegen. Dann können Sie sich um ihn kümmern!“

Dritte Verwundung

Ich feuere die Männer nochmals an: „Vorwärts, ran an den zweiten Bunker!“ Wir schieben uns durch den Schnee näher heran. Dabei müssen wir uns flach in den Schnee drücken, denn der Iwan schießt auf alles, was sich bewegt. Wieder ein Verwundeter! Wir müssen schneller voran. Am besten in einem Anlauf ran, aus allen Knopflöchern feuern und drauf! Ich schätze die Entfernung. Es ist nicht mehr weit. Also: „Auf-marsch-marsch!“ Mit ein paar schnellen Sätzen springe ich vorwärts. Da fühle ich plötzlich einen stechenden Schmerz im rechten Fuß, knicke um und sinke in den Schnee. Ich meine sogar, ich hätte es knacken gehört. Aber es war doch kein Schuss gefallen!? Der Fuß schmerzt. Ich will mich aufrichten, sinke aber wieder zurück. **Fuß gebrochen** oder **verwundet**? Ich weiß es nicht. Ist jetzt auch egal. Ich krieche nun auf allen Vieren auf den Bunker zu. Rechts fällt ein Mann, schwer getroffen. Das sieht man schon an der Art, wie er fällt und liegen bleibt. Man bekommt einen Blick dafür. Mein Fuß schmerzt rasend, aber der Kampf nimmt alle meine Sinne und Gedanken in Anspruch. Ich registriere nur im Unterbewusstsein, dass ich mich vor Schmerzen immer von einer Seite auf die andere wälze, während ich den Kampf leite. Jetzt kann ich vor Schmerzen auch nicht mehr weiterkriechen und bleibe liegen. Inzwischen sind wir so nahe an den Bunker herangekommen, dass wir ihn stürmen können. Ich kommandiere: „Handgranaten fertigmachen zum Einbruch!“ Aber die Handgranaten sind alle! So eine Schweinerei! Das hat mir noch gefehlt! Aber da kommt mir zum Glück blitzartig ein Gedanke. Ich ver falle auf eine List. Beim ersten Bunker hatten wir unser etappenweises Vorpreschen immer mit Hurra-Rufen begleitet, und die Russen hatten sofort mit einer Salve von Handgranaten geantwortet. Versuchen wir es hier einmal auf eine etwas andere Weise. Einmal muss ihr Vorrat ja erschöpft sein, und dann haben wir leichtes Spiel. Auf mein Kommando brüllen wir also alle „Hurra!“, bleiben aber ruhig am Boden liegen. Prompt antworten die Russen mit einer Serie von Würfeln. Es sind dicke, übergroße Handgranaten dabei. Jedesmal, wenn wir jetzt brüllen, fliegt eine Kaskade von Handgranaten aus dem Unterstand auf uns zu, verpufft aber immer wirkungslos im Schnee. Die Sowjets wagen nicht mehr, den Kopf über die Deckung zu erheben, weil sie von unserem Gewehrfeuer niedergehalten werden. Sie werfen ihre Granaten auf gut Glück in unsere Richtung, ohne jemand zu treffen.

Dann gehen wir ran an den Bunker. Der erste Landser steht dicht davor, als noch einmal eine Handgranate auf ihn zu fliegt. Der Deutsche aber dreht, aufrecht stehend, nur den Oberkörper zur Seite, bis die Handgranate explodiert ist, und geht dann auf den Bunker los. Wir knallen noch ein paar Feuerstöße auf den Unterstand, die Iwans werfen noch einige Handgranaten, aber dann ist ihr Widerstand gebrochen. Mit erhobenen Händen kommen drei Iwans heraus. Natürlich sind das nicht alle. „Skolko ischtscho tam?“²⁹⁰, radebreche ich. Sie antworten, dass noch einige unten seien, die sich nicht herauswagten. Ich befehle einem Iwan, sie herauszurufen. Wir täten ihnen nichts. Der Russe wendet sich zum Bunker und ruft: „Sowjetski kamerati, iditje ssuda. Niemietski soldati nie streljajut!“²⁹¹ Nach einigem Zögern kommen dann noch die letzten drei Iwans herausgekrochen.

²⁹⁰ сколько ищю (eigentlich еще) там? Wie viele sind noch da?

²⁹¹ Советские камерати, идите сюда, немецкие солдаты не стреляют! Sowjetische Kameraden, kommt her, die deutschen Soldaten schießen nicht!

Ich schicke sie ebenfalls zu dem Loch hinter dem Panzerwrack. Diese Grube sollte wohl mal ein Unterstand werden. Dort haben sich inzwischen vierzehn Gefangene gesammelt. Ich kommandiere einen Landser ab, der die Gefangenen zum Bataillon hinaufbringen soll. Während diese Gruppe langsam den Hang hinaufsteigt, wende ich mich dem nächsten Bunker zu.

Drei Bunker sind noch zu nehmen. Mein Fuß schmerzt jetzt nicht mehr so sehr. Wie ein Hund krieche ich auf allen vieren durch den Schnee. Meine MPI ist hoffnungslos vereist. Ich will nun den dritten und vierten Bunker gleichzeitig angreifen. Mit Hurra eröffnen wir den Sturm. Unsere Gewehrketten schlagen in die Deckung und in das Holz des Unterstandes. Russische Handgranaten explodieren mit dumpfem Knall. Wenn die Roten den Kopf zu heben wagen, prasseln ihnen unsere Kugeln um die Ohren. Da sie nichts mehr sehen, ist ihr Widerstand ziellos und schwach. Wir gehen einfach auf die Bunker los, und wenn die Iwans Handgranaten werfen, drehen sich die Landsers einfach nur zur Seite, um die Splitter nicht in den Bauch zu kriegen. Einer meiner Männer wird aber doch noch verwundet. Dann muss sich auch diese Bunkerbesatzung ergeben. Wieder kommen sechs Russen mit erhobenen Händen heraus.

Im vierten Bunker rührt sich nichts. Ob sie uns täuschen wollen? Da meldet sich Grenadier Schlodder: „Herr Leutnant, den nehme ich allein!“ Er kriecht von der Seite her an den Bunker heran bis auf die Decke, zieht eine Handgranate ab und lässt sie in den Bunkerschornstein fallen. Dann springt er an den Eingang. Drinnen explodiert die Handgranate mit gedämpftem Krachen, und in demselben Augenblick stößt der Grenadier die Bunkertür auf und springt hinein. Der Bunker ist leer. Die Iwans waren unbemerkt geflüchtet.

Ich sage Schlodder ein paar Worte der Anerkennung. Er ist der Typ eines schnodderigen Berliners. Ein richtiger Rabauke, aber für solche Unternehmen genau der richtige Mann. „Herr Leutnant, Sie denken wohl, ick bin Unteroffizier? Nee, nee, hier, ick bin einfacher Landsers!“ Mit diesen Worten zieht er seine Wintertarnjacke von der Schulter und zeigt mir seine einfache Schulterklappe. Es soll wohl ein Wink mit dem Zaunpfahl sein, aber ich nehme mir vor, ihn zu einer Auszeichnung einzureichen.

Auch der fünfte Bunker ist leer. Schlodder wollte hier sein Bravourstück nicht wiederholen. Ist auch besser. Man soll das Schicksal nicht herausfordern. Außerdem ist es schade um die Bunkeröfen, die dabei natürlich kaputt gehen, und die wir ja noch brauchen.

Der Gegenstoß ist beendet. Ich krieche, immer noch auf allen vieren, zum Tigerwrack zurück, lasse mich in die Grube gleiten und sitze nun vor den Gefangenen. Auch meine Männer sammeln sich hier. Die Iwans hocken in ihren dicken, braunen Wintermänteln vor mir und sehen mich erwartungsvoll an. Nur einer fragt mich nochmals etwas unsicher: „Nasad, Pan?“ Als ich ihm bestätige: „Da, da, tschaß nasad!“²⁹², geht eine Welle der Erleichterung durch den Haufen. Sie werden munter, und die ersten schicken sich an, aus der Grube zu klettern. Aber ich rufe sie zurück. Ich will erst noch einiges von ihnen hören.

Es sind Strafnikis, Angehörige eines Strafbataillons. Sie hatten vorgestern auch schon hier angegriffen. Sie waren 120 Mann und hatten 40 Mann verloren. Heute früh mussten sie mit den restlichen 80 Mann den Angriff wiederholen. Auch dieser Angriff kostete sie wieder fast 20 Tote und 21 Gefangene. Und nun hocken sie hier und sind froh, dass sie das Leben haben. Aber so ganz geheuer ist es ihnen hier vorn nicht. Ich spüre, wie es sie „nach hinten“ zieht.

Ein Russe sitzt völlig apathisch auf dem Grubenrand. Sein Unterschenkel ist von einer Kugel zerschmettert und blutüberströmt. Er hat Durst und bittet mich um Wasser. Aber ich habe nichts zu trinken. Jetzt erkenne ich ihn. Es ist derselbe, der vorhin zurückzukriechen versuchte. Er hat es als aussichtslos aufgegeben und ist zurückgekommen. Nun sitzt er still und zusammengesunken da. Einige Minuten sind vergangen, als der Schwerverwundete plötzlich laut aufjammert. Seine verkrampfte Hand beginnt, wie in einem epileptischen Anfall, schnelle Kreise vor seinem Gesicht zu beschreiben. Dabei stößt er auf- und abschwellige unartikulierte Laute aus. ... uahuähuaähuaahuaahhoooo ... Delirium. Immer matter wird die Stimme. Dann sinkt der Oberkörper langsam nach hinten und fällt leblos zurück. Seine Kameraden blicken betroffen und erschüttert auf dieses Sterben. Wir konnten ihm nicht mehr helfen.

²⁹² да, да, час (сразу) назад! Ja, ja, in einer Stunde (sicher meinte er: sofort) zurück!

Ich schicke die letzten sechs Gefangenen mit dem Sanitäter und zwei Mann zurück. Unter den Gefangenen sind noch einige Schwerverwundete. Mit dem eben Verstorbenen habe ich also 21 Gefangene gemacht.

Ich lasse nun die eroberten Bunker wieder besetzen. Die Meldung über den erfolgreich beendeten Gegenstoß habe ich dem Sani mitgegeben: Feindverluste: 20 Tote, 21 Gefangene. Beute: 1 sMG, 25 Gewehre. Eigene Verluste: 2 Tote, 4 Verwundete.

Die beiden Gegenstöße haben mich 4 Tote und 8 Verwundete gekostet. Das ist trotz des Erfolges teuer bezahlt.

Endlich ist wieder Ruhe. Ich habe mich auf das Strohlager eines Bunkers gelegt, um meinen Fuß zu schonen. Er schmerzt nicht mehr so sehr. Vielleicht ist er nur verstaucht. Ich erhebe mich und trete vorsichtig auf. Es geht. Ich mache ein paar Schritte. Keine großen Schmerzen. Da kletterte ich wieder hinaus, beobachte das Feindgelände, lasse die Beutewaffen zusammentragen und lege mich dann wieder aufs Stroh. Der Fuß ist doch nicht in Ordnung.

Es ist Mittag. Aber das hat nichts zu bedeuten. Essen gibt es erst abends. Während ich auf dem Stroh liege, gehen mir tausenderlei Gedanken durch den Kopf.

In unserem Abschnitt hier finden keine großen kriegesischen Aktionen statt. Es ist ein typischer Stellungskrieg, ein erbitterter Kleinkrieg. Ein Kampf gegen durchgesickerte Spähtrupps, eingebrochene Stoßtrupps, ein ohnmächtiger Kampf gegen unsichtbare Scharfschützen. Es sind Einbrüche und Gegenstöße und alles das, was der Wehrmachtsbericht „Späh- und Stoßtrupptätigkeit“ nennt. Die Verluste, im einzelnen gesehen, sind nicht hoch. Heute ein Verwundeter, morgen nichts, übermorgen ein Toter. Aber im Laufe der Zeit haben sich diese Ausfälle zu empfindlichen Verlusten summiert. Ersatz bekommen wir kaum noch.

Einmal hat der Russe eines seiner Husarenstücke vollbracht. In einer stürmischen Nacht hat er, von unseren Posten unbemerkt, ein Infanteriegeschütz dreißig Meter vor unserem Graben in Stellung gebracht. Im Morgengrauen hat dann sowjetische Infanterie angegriffen. Dabei hat dieses Geschütz aus nächster Nähe derart in unseren Graben gefunkt, dass die Landser sofort die Flucht ergriffen haben. Der Überfall war ein voller Erfolg für den Iwan.

Aber etwas ist mir wiederholt aufgefallen: Dass die Russen nach dem ersten Erfolg plötzlich zögern. Auch diesmal war es wieder so. Sie hatten unseren Graben in dreihundert Meter Breite besetzt, und dann haben sie gewartet, bis wir sie wieder hinausgefeuert haben. Warum sind sie nicht durchgestossen!? Der Russe ist ein Einzelkämpfer von beneidenswerter Härte, Ausdauer und Geschicklichkeit. Aber er hat keine Eigeninitiative und kann keine selbständigen Entscheidungen treffen. Das hat er nicht gelernt. Und der unteren und mittleren Führung fehlt die taktische Schulung und Erfahrung.

Noch etwas ist bemerkenswert. Die Russen greifen oft trotz Misserfolgs und hoher Verluste immer wieder an derselben Stelle an. Den Grund erfuhr ich später: Er liegt in der Befehlsstruktur. Ein sowjetischer Kommandeur, der einen Kampfauftrag erhält, ist für die Durchführung und den Erfolg persönlich verantwortlich. Deshalb greift er trotz wiederholten Scheiterns immer und immer wieder an. Menschenverluste spielen dabei keine Rolle. Das schier unerschöpfliche Menschenreservoir, die militärische und psychologische Ausbildung und die Mentalität des Russen machen solches Vorgehen möglich. Das fehlende taktische Können wird durch Masseneinsatz ersetzt.

Ein Landser, der in der ersten Nacht des Einbruchs der Strafnikis Posten stand, erzählt, dass die Russen bei heftigstem Schneetreiben in langer Reihe, die Arme gegenseitig untergehakt, lautlos angelaufen kamen. Er habe sie erst bemerkt, als sie schon fast den Graben erreicht hatten.

Es ist Abend geworden. Dunkelheit hat sich über die Stellungen gelegt. Die Verpflegungsschlitten sind angekommen und halten hundert Meter vor meinem Bunker. Als ich zu den Schlitten hinübergehen will, fährt mir plötzlich ein stechender Schmerz durch den Fuß. Ich bleibe wie angewurzelt stehen und schleppe mich dann zum Unterstand zurück. Hier bleibe ich, bis die Verpflegungsausgabe beendet ist. Dann lasse ich die beiden toten Kameraden auf den ersten Schlitten legen, während der zweite mit den Beutewaffen beladen wird. Nun muss ich selbst noch aufsteigen, denn ich muss zum Arzt. Von zwei Männern gestützt, schlurfe ich zum Schlitten und schiebe mich auf den Sitz. Dann ziehen die Pferde an. Sie ziehen den Hang hinauf, fallen oben auf der Ebene in Trab und halten kurze Zeit später vor dem Sanitätsbunker des Bataillons. Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Der Arzt kommt heraus und geht zu den Toten, während ich in den Unterstand

hinunterrutsche. Die Zeit bis zur Rückkehr des Arztes benutze ich, um den Bataillonsführer anzurufen und ihm noch Einzelheiten über den Gegenstoß mitzuteilen. Dabei höre ich, dass nur 19 Gefangene beim Bataillon angekommen sind. Einer der Verwundeten ist auf dem Weg dorthin seinen schweren Verletzungen erlegen. So sieht also die Bilanz meines zweiten Gegenstoßes folgendermaßen aus: Feindverluste 22 Tote und 19 Gefangene. Eigene Verluste: 2 Tote und 4 Verwundete.

Der Arzt ist wieder hereingekommen. Er ist schon seit 1941 beim Bataillon und ein guter Freund von Max Müller. Ich schildere ihm den Hergang der Verletzung, während ich den Filzstiefel vorsichtig und mit einiger Mühe ausziehe. Es geht schwer, denn der Fuß schmerzt und ist geschwollen: Der Arzt befühlt die Schwellung, die um das Sprunggelenk und etwas darüber liegt. „Ja“, sagt er dann, „es scheint eine Verstauchung zu sein. Gehen Sie mal drei Tage zur Schonung zum Tross. Lassen Sie sich aber sicherheitshalber im Lazarett noch einmal untersuchen.“ Ich ziehe den Filzstiefel mühsam wieder an, verabschiede mich vom Arzt und lasse mich hinausführen.

Draußen wartet schon der Verpflegungsschlitten. Ich steige auf und setze mich neben den Fahrer. Die Pferde ziehen an, und mit leisem Zischen gleitet der Schlitten in die Winternacht hinaus. Trappelnd klopfen die Pferdehufe den Boden, und der Schlitten rauscht leise durch den Schnee. Ich drehe mich um.

Hinter mir auf dem Schlitten liegen die beiden toten Kameraden, stumm und steif. Ihre bleichen Gesichter heben sich als helle Flecken von der dunklen Zeltbahn ab. Arme Kameraden! Du dort vor allem, Du brauchtest nicht hier zu liegen, wenn Du nicht so sträflich leichtsinnig gewesen wärest. Was soll ich nun Deiner Mutter schreiben? Aber eigentlich ist es töricht, Dich zu schelten. Unser aller Leben liegt in Gottes Hand. Er hat es wohl für richtig befunden, Dich jetzt abzubrufen, und dann hätte Dir auch alle Vorsicht nichts genützt. Du warst ein braver Soldat und ein guter Kerl.

Ich bin im Quartier des Spieß. Es ist ein sauberes Haus, das er mit dem Kammer- und dem Küchenunteroffizier bewohnt. Wir beschließen, dass ich morgen mit einem HF1, der sowieso in die Stadt muss, mitfahre. Er soll mich dann beim Lazarett absetzen. Dann gehe ich ins Bett, in ein richtiges, weißbezogenes Bett. Vorsichtig lagere ich meinen Fuß, und dann bin ich auch schon eingeschlafen.

22.02.1944. Es ist noch sehr früh, als ich wieder erwache. Dennoch stehe ich auf, um den Inhalt meiner Offizierskiste einmal durchzusehen und zu ordnen. Diese „Offizierskiste“ ist eine hölzerne russische Munitionskiste mit grünem Anstrich. Sie ist immer beim Tross und enthält meine Ersatzwäsche, Kleidungsstücke und sonstige Dinge, die ich nicht ständig benutze. Die Sachen des ständigen Bedarfs führe ich im Wäschebeutel bei mir mit.

Mein Fuß war über Nacht so stark angeschwollen, dass ich keinen Stiefel mehr anziehen konnte. Ich habe mir daher ein kurzes Brett unter den verletzten Fuß gebunden. Damit kann ich mich wenigstens humpelnd fortbewegen. Nach dem Frühstück steige ich in den Schlitten, um mich ins Lazarett fahren zu lassen. Mitten im Ort erscheinen plötzlich zwei sowjetische Jäger, die im Tiefflug über die Häuser jagen. Der Fahrer stoppt sofort und lenkt den Schlitten in den Straßengraben. Ich steige aus und strebe halb springend, halb hinkend dem nächsten Haus zu. Bei jedem Schritt fährt ein stechender Schmerz durch meinen Fuß. Ehe ich die schützende Hauswand erreiche, klatschen schon die Geschosse um mich herum auf die Straße. Sie treffen aber nichts. Die beiden Maschinen drehen ab und verschwinden. Wir sitzen wieder auf und erreichen nun ungehindert das Lazarett.

Es sind nicht viel Kranke im Wartezimmer, so dass ich bald herankomme. Während ich mein Brettchen vom Fuß losbinde, erzähle ich dem Arzt den Verlauf des Unfalls. Der Arzt fasst den geschwollenen Fuß, befühlt das Gelenk und sagt sofort: „Der ist gebrochen!“ Er geht ins Nebenzimmer und kommt mit einer Elastikbinde zurück, die er mir geschickt und fehlerlos um das gebrochene Gelenk wickelt. Während des Verbindens erklärt er weiter: „Der Fuß muss geröntgt werden. Ich habe hier aber nicht die nötigen Geräte. Sie müssen daher zum Kriegslazarett zurück, nach Odessa. Um 2 Uhr fährt hier vom Lazarett ein Omnibus zum Bahnhof.“ Dann bekomme ich eine grüngeränderte Karte ins Knopfloch gebunden und bin entlassen.

Während ich im Schlitten zur Schreibstube zurückfahre, wird mir klar, dass aus den drei Ruhetagen beim Tross nun ein Heimattransport wird. Im Quartier angekommen, beauftrage ich den Spieß, eine entsprechende Meldung ans Bataillon zu machen. Außerdem reiche ich den Grenadier Schlodder und meinen Melder wegen Tapferkeit vor dem Feind zum EK II ein. Dann packe ich die nötigsten Sachen in meinen Wäschebeutel, esse noch zu Mittag und steige dann auf den HF1, der fahrbereit vor dem Haus steht. Da ich keine Stiefel mehr anziehen kann, habe ich über den gebrochenen Fuß zwei

Wollsocken gezogen und dann das Brettchen wieder untergeschnallt, das sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat. Trotz der starken Kälte behalte ich warme Füße.

Als wir beim Lazarett ankommen, steht der Bus schon da. Ich melde mich noch schnell in der Aufnahme, verabschiede mich von unserem Fahrer und steige in den Bus.

Am Bahnhof von Losowatka²⁹³ werden wir in ein großes Haus gebracht und registriert. Danach lege ich mich in einem Zimmer, in dem sich noch mehrere Kameraden befinden, auf eine Pritsche und versuche, etwas zu schlafen. Aber dann heißt es plötzlich, der Lazarettzug fährt gleich ab. Die Landser greifen ihr Gepäck und verlassen das Zimmer. Ich humpele mühsam hinterher. Ja, da steht ein Zug unter Dampf. Die Landser streben eilig dorthin. Ich schlurfe hinter ihnen her. Mit dem gebrochenen Fuß vorsichtig auftretend, hinke ich dem Zug entgegen. Aber die Gleise zu überschreiten, gelingt mir nicht. Hilflos stehe ich da und sehe die Kameraden schon da hinten im Zug verschwinden. Da werde ich wütend und brülle nach einem Sanitäter. Tatsächlich kommt sofort einer aus dem Haus gelaufen. Schimpfend beschwere ich mich über den Saubetrieb. Ob ich etwa mit dem gebrochenen Fuß allein zu dem Zug laufen soll? Der Sanitäter nimmt mich sofort huckepack auf den Rücken und trägt mich bis zum Zug. Er ist dabei so freundlich, dass mir meine Heftigkeit schon leid tut. Am Zug angekommen, hilft er mir noch in den Wagen. Es ist ein ehemaliger Personenwagen, der statt der beiden Bänke jetzt zwei Doppelbetten hat. Ich steige in ein Abteil, in dem sich schon zwei Offiziere befinden. Nach kurzer Zeit setzt sich der Zug in Bewegung. Zum zweiten Mal geht es im Lazarettzug heimwärts.

7. Teil

Zweite Lazarettzeit und Heimataufenthalt

Odessa. Der Zug fährt am Ufer der riesigen, fast halbkreisförmigen Hafenbucht entlang. Immer wieder rollen wir zwischen langen Güterzügen hindurch, die auf den zahlreichen Gleisen stehen und uns dann für einige Zeit die Sicht versperren. Wir sind auf dem Gelände des Güterbahnhofs von Odessa. Vor uns erhebt sich leuchtend die gewaltige Hafenterrasse wie ein antikes Amphitheater. Ich werde in einen Sankra geschoben, der gleich darauf anfährt. Wir fahren durch die Stadt. Der Lärm der Straße dringt gedämpft herein, aber sehen kann ich wegen der Milchglasscheiben nichts.

27.2.44. Ich liege im **Kriegslazarett 1/606 Odessa**. Mein „Bett“ ist eine einfache, aus ein paar Brettern zusammengeschlagene Holzpritsche. Sie steht in der Ecke eines großen Saales, der noch achtzig weitere Pritschen enthält. Ob alle Räume hier so aussehen, oder ob dies hier nur ein Notquartier ist, weiß ich nicht. Der Saal ist voll belegt und wird nur von wenigen Schwestern betreut. Als mir eine der Schwestern das Essen bringt, frage ich sie, ob hier im Saal noch mehr Offiziere liegen oder ob es für Offiziere besondere Zimmer gibt. Ich erhalte nicht einmal eine Antwort. Ich frage auch nicht mehr. Im Saal ist eine ständige Unruhe und pausenloses Stimmengewirr. Ich bin froh, dass ich in meinem Winkel etwas mehr Ruhe habe.

Mitten in der Nacht werde ich wach. Es ist dunkel. Von einigen Betten dringt leises Stöhnen zu mir herüber. Jetzt in der Nacht spürt man die Schmerzen stärker, weil man keine Zerstreuung hat. Tagsüber können Gespräche oder Lektüre oder die Vorgänge im Saal die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und von den Schmerzen ablenken. Ein Kamerad ächzt besonders laut. Er liegt in der Mitte des Saales. Jetzt ruft er nach der Schwester. Es rührt sich aber nichts. Er wiederholt seine Rufe, jedoch ohne Erfolg. Ein Landser schleppt sich zur Nachtklingel und drückt auf den Knopf. Niemand vom Krankenpersonal lässt sich sehen. Da läutet er Sturm, während andere Kameraden auch zu rufen anfangen. Da endlich erscheint eine Nachtschwester und geht zu dem Schwerverwundeten. Inzwischen ist der halbe Saal erwacht. Licht flammt auf. Da wird die Schwester plötzlich unruhig und beginnt zu laufen. Der Verband des Verwundeten ist durchgeblutet. Die Schwester verständigt einen Arzt. Der Verwundete wird hinausgefahren. Im Saal tritt allmählich wieder Ruhe ein.

²⁹³ Losowatka hat keinen Bahnhof, der Bahnhof von Kriwoi Rog war am Vortag geräumt worden (KTB LVII. Pz.K., NARA T-314 Roll 1495 Frame 000051). Es könnte der **Gaigowka** gewesen sein, das noch Anschluss an das Eisenbahnnetz hatte (Frame 000051/53).